Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 2 — Marburg i. H., den 10. Januar — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Psalm 42|43 — Jean Paul über Religion, Christentum, Kirche. Schluß — Göhres Ausscheide aus dem geistlichen Stand — Eine kommunistische Evangelienschrift. Erste Hälfte — Welt und Zeit. Epigramme Zweite Reihe — Selbstanzeigen: Wie ist der Kampf um die Bedeutung der Person und des Wirkens Jesu zu beendigen? (Sulze) — Verschiedenes: Der junge Luther (Bartels); 1900 (von Broecker); Erni Behaim (Zahn); Novellen von Lou Andreas Salome; Zur Musikgeschichte; Arbeiten und nicht verzweifeln; Der Weg zum Reichtum; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Psalm 42|43

Wie eine Hinde, die lechzet
nach Wasserbächen,
so lechzt meine Seele
Jahve, nach Dir!

Meine Seele dürstet nach Jahve,
dem lebendigen Gott.
Wann werd ich kommen
und Jahves Antlitz schauen?

Thränen sind meine Speise geworden,
Tag und Nacht,
da man zu mir spricht den ganzen Tag:
wo ist nun dein Gott?

Daran will ich denken
und in mir ausschütten meine Seele,
wie ich einst durch das Zelt zog,
zu Jahves Haus wallfahrtete,
unter lautem Jubeln und Danken,
dem festlichen Getöse!

Was zerfließest du so, meine Seele,
und seufzest in mir?
Harre auf Jahve;
denn noch einmal werde ich ihm danken,
der Hilfe meines Antlitzes und meinem Gott!

*

Ach, meine Seele zerfließt in mir;
darum denke ich Dein
vom Land des Jordan und der Hermone her,
vom Berge Mis'ar.

Flut ruft der Flut zu,
Deine Strudel erbrausen;
all Deine Wogen und Wellen
sind über mich ergangen.

Tags über seufze ich:
Jahve entbiete seine Gnade!
Was ich Nachts zu ihm singe,
ist ein Flehen zum Gott meines Lebens!*)

Ich will zu Gott, meinem Felsen, sprechen:
warum hast Du mein vergessen?
worum muß ich in Trauer gehn,
und der Feind bedrängt mich?

Brennende Lauge**) ists in meinen Gebeinen,
daß die Dränger mich höhnen,
daß man zu mir spricht den ganzen Tag:
wo ist nun dein Gott?

Was zerfließest du so, meine Seele,
und seufzest in mir?
Harre auf Jahve;
denn noch einmal werde ich ihm danken,
der Hilfe meines Antlitzes und meinem Gott!

*

Richte mich, führe meine Sache
wider die lieblosen Leute!
Vor Männern des Trugs und Frevels
rette mich, Jahve!

Denn Du bist der Gott, der mich schützt,
warum hast Du mich verworfen?
warum muß ich in Trauer gehn,
und der Feind bedrängt mich?

Sende Dein Licht und Deine Treue,
die mögen mich leiten,
mich führen zu Deinem heiligen Berge
und zu Deinen Wohnungen,

Daß ich komme zu Jahves Altar,
zum Gott meiner jubelnden Freude,
und Dir danke zur Zither,
Jahve, mein Gott!

Was zerfließest du so, meine Seele,
und seufzest in mir?
Harre auf Jahve;
denn noch einmal werde ich ihm danken,
der Hilfe meines Antlitzes und meinem Gott!

Aus tiefen Nöten Leibes und der Seele schreit der Dichter dieses wunderbaren Liedes zu Gott empor. Schwere Krankheit hat ihn befallen; der Tod steht ihm schon vor Augen. In der leidenschaftlichen Art der Dichter seines Volkes hört er schon die Wogen des Orkus brausen; wie im Chorlied Stimme auf Stimme folgt (Jes. 6, 3), so hört er die brandenden Fluten der Tiefe einander respondieren; schon ist er gekommen zu den Thoren der Unterwelt: die Wogen und Wellen sind über ihn ergangen.***)

Mehr aber als das physische Leiden quält den Psalmisten das seelische: der Gedanke, daß er von Gott verlassen sei. Im äußern Glück ist die Antike, auch in Israel, gewohnt Gottes Gnade zu erkennen und im Leiden Gottes Zorn. So werden die Schmerzen des Unglücklichen noch verschärft durch den Gedanken, Gott habe ihn verworfen. Wie schrecklich aber muß dieser Gedanke dem Frommen sein! Zeit seines Lebens hat er auf Gott vertraut, von dem ihm das Leben kommt, an ihn hat er sich geklammert als seinen einzigen Halt, und jetzt hat er sich von ihm gewandt! Ist Gott nicht getreu? Hält er seine Worte nicht? Ach, da mag er wohl im Innersten seufzen, und seine Seele mag zerfließen: Warum hast du mich verworfen? Warum? Warum?

Und zu diesem Leiden, das ihn schon tief genug darnieder drückt, kommt noch der Hohn seiner Feinde. Das sind die Gottlosen, Heiden, Weltkinder, die Nichts von Gott, sondern Alles von weltlichen Mitteln erwarten. Wie oft mag der

*) Erst durch Einsetzung dieser Worte erhält die Zeile Sinn.

**) Hebr. bor sah.

***) Vergl. zu diesem im Stil der hebräischen Klagelieder sehr gebräuchlichen Bilde das zu Psalm 130 Jahrgang 1900 Nr. 33 Bemerkte. Einige Erklärer behaupten, der Dichter stehe an den Wasserfällen des Jordan, und es sei ihm, als ob all diese brausenden Wassermassen als Unglückswellen über sein Haupt ergingen: aber solche subjektive Naturbetrachtung ist ganz wider den Geist der hebräischen Antike.

fromme Dichter früher mit ihnen disputiert haben; da hat er ihnen stets den Satz entgegengehalten, daß es einen Gott giebt, der lohnt und straft, der den Frommen gedeihen läßt wie einen Baum, gepflanzt an Wasserbächen, aber über den Gottlosen ein schnelles und schreckliches Ende bringt, wie die Spreu im Winde zerstiebt (Psalm 1). Und er selber ist öffentlich als ein Frommer bekannt gewesen, der sein Vertrauen auf Jahve setzt und von ihm alles Heils gewärtig ist. Jetzt aber, da er krank und dem Tode nahe ist, haben seine Feinde die Oberhand. Er muß ihre höhnenden Reden den ganzen Tag hören: Wo ist nun dein Gott? Der Gott helfe dir doch, auf den du vertraut hast! Er komme und zeige, daß du die Wahrheit gesprochen hast! Er beglaubige dich jetzt als seinen Frommen, an dem er Gefallen gefunden hat! Dieser Hohn brennt in seinen Gebeinen wie scharfe Lauge: denn er kann ihn nicht abweisen. Sein Ergehen selbst zeugt ja wider ihn. Aber soll dieser Spott Recht behalten? Wird Gott seinen Frommen der Hölle lassen? Nein, Gott muß helfen und zeigen, daß die Religion Wahrheit ist. — Schadenfreude der Feinde spielt im alten Israel eine große Rolle; der Unglückliche wird vom öffentlichen Spott verfolgt: ein uns wenig sympathischer Zug des Volkes. Und von solchem Spott wird der alte Israelit, weniger selbständig und stärker vom allgemeinen Urteil abhängig als wir, im Tiefsten betroffen. Darum hören wir in den Klagepsalmen beständig vom Spott der Feinde. Zugleich aber redet der Psalmist auch deshalb gern von solchem Hohn, weil er sich indirekt gegen Gott selber richtet: er hofft, diese schmählichen Worte werden Gott zum Einschreiten veranlassen; denn Gott kann Seine Ehre nicht antasten lassen.

So lechzt der Psalmist aus Herzensgrunde nach dem Gott, der seine Leiden von ihn nimmt, der ihm aufs neue seiner Gnade versichert, der die Religion bekräftigt und die Feinde widerlegt. Diese Sehnsucht aber nach dem Gott des Heils, „der Hilfe seines Antlitzes“ (d. h. der Hilfe seiner Person), hat bei dem Psalmisten einen eigentümlichen Ausdruck: er sehnt sich nach Jahves Heiligtum und nach dem heiligen Fest. Man muß Etwas von den Stimmungen der Feste Israels kennen, um diese Sehnsucht nachzufühlen. Zur Feier des Festes kommt in „dem Zelte“ („der Hütte“), d. h. in Jahves heiliger Wohnung aus Nah und Fern eine große, ja ungeheure Menschenmenge zusammen. Da findet dann die heilige Prozession statt im Vorhof Jahves in uraltem Tanzschritt (das oben „wallfahren“ übersetzte hebräische Wort heißt eigentlich „hüpfen“, „trippeln“); zum Klange der Instrumente zieht die feiernde Menge umher; die Erde erdröhnt von ihrem lauten Jubeln und Danken, dem festlichen Getöse! Das sind die großen begeisternden Stunden im Leben des Juden: da fühlt er, daß er einer großen Gemeinde angehört, und er empfindet Gottes Nähe: er „schaut — um mit dem antiken Ausdruck zu sprechen — Jahves Antlitz“. — Das hat auch der Psalmist erlebt: früher pflegte er mit der Festgemeinde durch Jahves Vorhöfe zu ziehen. Jetzt aber muß er in der Ferne weilen, „in dem Lande des Jordan und der Hermone, an dem (uns unbekannten) Berge Mis'ar.“ Er weilt unter Heiden, die ihn nicht verstehen und seinen Glauben höhnen. Da gedenkt er der seligen Stunde an Jahves Altar; jetzt, da er sich müht, im Dunkel einen Strahl des göttlichen Lichtes zu erspähen, gedenkt er der Zeit, wo die Sonne der Gnade Gottes ihm geschienen hat. Er vergräbt sich in diese köstlichste Erfahrung der Vergangenheit, um Ruhe zu finden in den Schmerzen und Zweifeln der Gegenwart. Und seine sehnlichste Hoffnung, sein Gebet ist, daß diese Stunden einst wiederkehren. — Solche Psalmen zeigen uns, eine wie große Bedeutung der Tempelgottesdienst für die persönliche Frömmigkeit der Psalmisten besessen hat: fern vom Gottesdienst sein ist diesen Dichtern zugleich fern sein von Gott selbst. Uns ist diese Verknüpfung nicht recht verständlich, und doch fühlen wir uns mit dem alten Dichter im Tiefsten einig. Was er im Letzten begehrt, ist dasselbe, was auch unsere Sehnsucht ist; das ist der Durst nach dem lebendigen Gott, nach der gewissen Erfahrung, daß er lebt und wirkt und hilft, und wir verstehen, daß solche Gewißheit nur auf den Höhen unsres Lebens erlebt wird, wir begreifen den Psalmisten, wie er aus dem dunkeln Thal zu diesen Höhen emporschaut.

So hat er sein ganzes inneres Leben in einem herrlichen Psalm vor Gott ergossen. Sein Lied zeigt, eine wie reiche Natur er gewesen ist, was man nur von wenigen der Dichter solcher Klagepsalmen sagen kann. Den wechselnden Stimmungen seines Herzens hat er Ausdruck gegeben, seiner leidenschaftlichen Klage, seinem tiefen Verlangen nach Gottes Nähe, einer wehmütigen Erinnerung an einstige selige Erfahrung und schließlich einem kräftigen Gebet. Besonders herrlich ist das Bild von der Hinde, die in der Wüste zur Sommerszeit nach Wasser lechzt: so lechzt seine Seele nach dem lebendigen Gott; das ist ein Naturlaut der Frömmigkeit. Wundervoll ist auch der Refrain, der die Erhebung der Seele von der Klage zur Gewißheit der Erhörung klassisch schildert, und der Kontrast, in dem der dreimal wiederholte Refrain zum Korpus der drei Strophen steht. Man darf behaupten, daß das ganze Gedicht dieses Anfangs und dieses Refrains wegen vorhanden ist. Der Dichter schließt dann mit der dritten Strophe in andrer Tonart: mit kräftigen Worten betet er wider seine gottlosen Feinde und um Rettung für sich selbst. Gott möge ihm „sein Licht (Heil, Gnade) und seine Treue senden“ (er redet von Gottes Licht und Gnade wie von Engeln Gottes, die an solcher Stelle in derartigen Gebeten auch ursprünglich gestanden haben, vgl. Psalm 91, 11) und ihn zurück zum Tempel führen. Und nun malt er sich das herrliche Bild aus, das schon der Schluß des Refrains andeutet: dann wird er an Jahves Altar, gerettet von aller Not, Jahve in der Freude seines Herzens ein Danklied singen!

Die Erklärer des Psalms haben vielfach versucht, die Person des Dichters, der am Hermon gelebt haben muß, herauszubekommen: ein in sich ganz unmögliches Unternehmen; denn mit welchem Recht dürfen wir annehmen, daß der Dichter unter den wenigen Personen zu suchen sei, von denen wir in unsern historischen Nachrichten zufällig hören, daß sie einmal am Hermon gewesen sind?

Noch stärker mißhandelt man den Psalm, wenn man annimmt, das „Ich“ des Psalms sei die Gemeinde; diese Erklärung, gegenwärtig in den Psalmen sehr beliebt, nimmt ihnen das Wertvollste, was sie haben, das persönliche Leben; solche Deutung eines Psalms ist nur dann ausnahmsweise anzunehmen, wenn der Text des Psalmes selber sie fordert (wie Psalm 124, 1 „so spreche Israel“).

Im gegenwärtigen hebräischen Text ist der Psalm dadurch entstellt, daß er von ungeschickter Hand in zwei Teile auseinander gerissen ward, ferner durch Umsetzung des „Jahve“ in „Gott“, die sich aus der Scheu der Spätesten vor dem Jahvenamen erklärt, schließlich durch nicht wenige Verderbnisse im Einzelnen.

Gunkel

Jean Paul über Religion, Christentum, Kirche

4

Mit einem Aufsatz „Ueber die Religionen“, worin er als Achtzehnjähriger die Religion als „Weg zur Selbstvervollkommnung“ definierte und ihre verschiedene Erscheinungsweise aus den verschiedenen Anlagen und Kulturstufen ableitete, war Jean Paul bald darauf schon nicht mehr zufrieden. Darin allerdings blieb er sich gleich: „Alle Moscheen, Episkopalkirchen, Pagoden, Stiftshütten und Panthea sind nichts Anderes als der Heidenvorhof zum unsichtbaren Tempel und zu dessen Allerheiligstem“; „es giebt nur eine Religion, aber unzählige Religionsmeinungen.“ Hingegen wurde ihm verwaschene Toleranz unsympathisch: „Das Wort Religions-Duldung verdient keine. Nur Gott kanns gebrauchen.“ Auch hatte er Verständnis dafür, daß jede Religion fester Traditionen und Zeremonien bedarf, und sich desto länger hält, während die „philosophische“ Religion sich alle Augenblicke ändert. Die christliche Religion ist ihm schon darum die höchste, weil sie „im Leben Christi“ besteht; und „es kann nach Jahrtausenden keine Zeit kommen, wo Christus

nicht für das Höchste gehalten würde." „Nur ein übermächtiger Geist des Herzens geht, wie das Universum, einsam neben Gott. Denn es trat einmal ein Einzelwesen auf, das bloß mit sittlicher Allmacht fremde Zeiten bezwang und eine eigne Ewigkeit gründete — es ist der stille Geist, den wir Jesus Christus nennen. War er, so ist eine Vorsehung, oder er wäre sie." Der evangelischen Ueberlieferung steht er dabei frei gegenüber, ähnlich wie Herder; und über die Apostelzeit schreibt er an seinen Sohn:

Studiere doch die Geschichte der Entstehung des Christentums [wobei sich die Zeit der neutestamentlichen Schriften als zweifelhaft erweise]; siehe nach, wie diese Apostel noch immer eingeschränkte Juden mit ihrem zornigen Jehovah blieben, und z. B. Hurerei und Blutspeisen mit gleicher Wärme verboten (Apg. 15), oder wie sie sich untereinander zankten, oder wie Paulus sich rühmte (2 Kor. 11 und 12). ... In allen Reden Christi ist kein Wort von der Lehre von allen mit Adam gefallenen Seelen oder gar von der Genugthuung.*)

Vollends über die folgende Kirchengeschichte hätte er demnach wohl ähnlich wie Goethe geurteilt. Doch kennt er auch noch einen zweiten Höhepunkt, in der Reformation, wenigstens in Luthers Person. Das größte an Luther sei: „daß er, weder ein Dichter, noch ein Schwärmer, doch an Gott, an sich und an sein Recht glaubte, und mit diesem heiligen Glauben des Rechts, wie neben einem Gott, durch seine lange Laufbahn dreist und lustig schritt." Konfessionelle Engherzigkeit ist ihm natürlich fremd; das beweist schon sein „Luzifer, Hesperus, Phosphorus" von 1822, ein mild-ironisches Gegenstück zu Swifts „Märchen von der Tonne." Er weiß katholische Frömmigkeit zu schätzen und zu schildern; der hierarchische und kultische Apparat, namentlich aber Mönche und Jesuiten geben ihm freilich unerschöpflichen Stoff zu malitiösen Anspielungen. Es rührt ihn, in München am Fronleichnamsfest den König mitknien zu sehen: „ein betender König ist besser, als ein aufrechter Prediger"; aber zu gleicher Zeit „erstickt auch wieder der Grimm über den Pfaffenunsinn den ästhetisch-empfindsamen Genuß."

All seinen Lebensbeziehungen, und seinem ganzen Bildungsgang nach stand er im protestantischen Lager; seinem Bedürfnis, die religiösen Ueberzeugungen aus dem übrigen Geistesinhalt zusammenzuarbeiten, konnte nur auf diesem Boden genug gethan werden. Dagegen ist es kein Widerspruch, wenn er seinen Begriff spezifisch christlicher Frömmigkeit nicht aus dem ethischen Schema protestantischer Theologen, sondern aus dem Verhalten der spezifisch religiösen Genien aller Konfessionen entnahm. Man merkt es, wo er christlich-religiöse Naturen einführt, diesen wohl an, daß er die Mystiker zum Vorbild dafür genommen hat (so beim „frommen Vater" im Titan, beim alten Fibel u. s. f.). Freilich unterscheidet er scharf „den handelnden Mysticismus eines Spener, Fénélon, Tauler 2c. von dem dichtenden der Neueren." Diesen fehlt namentlich auch Heiterkeit der Religion: „Warum hängen die Mystiker den Kopf? Die Apostel sämtlich waren heiter"; der Weg dazu ist: „Schaue, aber fühle nicht bloß!" Diese Schwärmer aber „suchen, wie die Hausgrillen, nur die Wärme und vermeiden das Licht." „Gott bekehre dich zu dem heitern Christentum eines Herder, Jacobi, Kant", schreibt er an seinen Sohn, als dieser, edelherzig, ängstlich gewissenhaft, aber geistig unselbständig, sich aufrieb im Zwiespalt zwischen der Zeitphilosophie und zwischen dem Zeitchristentum der „unähnlichen, falschen Larven der Tugend", „der engen Heiligen, siechen Selbstbußprediger und feigen Märtyrer ihres Gewissens, ohne Liebe zu Kunst und Leben und Wissenschaft, der ganzen Kompagnie in Kanne-Tersteegens geweihter Invaliden-Kaserne." Es sei gottesfürchtiger, die Erde ein Freuden- als ein Jammerthal zu nennen; und „Gott kann Nichts lieber sehn, als einen tugendhaften Mann im Genusse einer erlaubten Freude."

*) Von Bemerkungen über andere Religionen hebe ich hervor: „Die Griechen geben den Göttern das Glück, den Menschen die Tugend; die sittliche, unsterbliche Gestalt muß der Mensch mit einsamen Kräften ausbilden; jeder Trotz auf Kraft und Glück, jede Keckheit gegen Sitte und Gottheit wird von den Göttern mit augenblicklicher Hölle bestraft." Jean Paul hatte einen Juden zum Intimus und las viel Jüdisch-Rabbinisches, allerdings mehr, um daraus Kuriositäten zu satirischer Verwertung zu sammeln.

5

Bei Jean Pauls Aeußerungen über Kirchenrecht und Kirchenregiment muß man im Auge behalten, welche Befugnisse die Konsistorien damals hatten, und wie sie diese mißbrauchten. Viktor, im Hesperus, sackt als verkleideter Konsistorialbote „ohne Scham ein alle rückständigen Ehepfänder vom geringsten Wert — wir im Collegio, sagte er, sind auf einen halben Batzen erpicht — Gelder, wenn die Ehen geschieden waren, — Gelder, wenn die Gelder erst einmal bezahlt waren, aber noch nicht zum zweitenmal (oder drittenmal), dies aber nur in dem Fall, wenn die Leute die Quittung verloren hatten" u. s. f.

Darauf schüttete er den Sack vor dem Fürsten aus und fing an: Ihro Durchlaucht! Das Konsistorium ist des Teufels; es könnte über alle Gebote eine Lutherische Poenitentiaria sein, und ist es nur über das sechste. Der Geldhaufe könnte noch einmal so breit sein, wenn das Konsistorium Verstand hätte und sagte: wer kauft? neue frische Ablaßbriefe für Alles.

Oder über die Schwerfälligkeit des Konsistoriums in Neuerungen:

Es war eine sogenannte Wochenbetstunde, die in jedem vernünftigen Herzogtum und Markgraftum wird beibehalten werden, wo man noch darauf sieht, daß der Pfarrer wöchentlich ein paarmal erfriert, und daß er, sowie Novizen zur Uebung der Obedienz verdorrte Stöcke begießen müssen, den Samen des göttlichen Worts in leere Kirchenstühle wirft. ... In den deutschen Ländern gehören zwei Jahrhunderte dazu, um eine vollständige Narrheit abzuschaffen; — die Einsichten des Konsistoriums werden allemal ein Jahrhundert früher vernünftig, als die Circularia desselben.

Ueberhaupt aber konnte er seiner ganzen Denkart nach alles Kirchenrechtliche, sogar wo er die Notwendigkeit einsah, nur von der humoristischen Seite goutieren.

Von der Theologie scheint er zunächst ebenso zu denken, wenn wir bei ihm von den theologischen „Spardenkern" lesen, die „lieber das heilige Feuer verlöschen sehn würden, als das höllische." Doch hat er dabei weniger die alte Orthodoxie im Auge, als jene neuere, die auch Lessing „so ekel und aufstoßend" fand: „jene theologische Halbwisserei und lingua franca, jene schale Kanzelphilosophie, wovon 1/4 moralisch, 1/4 unmoralisch, 1/4 verständig, 1/4 schief ist, und das Ganze gestohlen." Auch kommt es auf den Mann an: „der Adjunkt Graukern gehörte unter die Geistlichen, die sich früher rechtgläubig anstellten und logen, die aber am Ende gegen Alle intolerant werden, die ihnen im Glauben, nicht aber im Sprechen ähneln"; vom „Jubelsenior" aber heißt es:

Seine freie starke Seele hatte sich in die anerzogene Kirchenpolitik eingefügt, wie ein kräftiger Krieger in das militärische Zeremonialgesetz. Gleich den Scholastikern hatt' er in der Philosophie Flügel, und in der Theologie Fesseln. Ein gutes Gewissen und ein hohes Alter gaben oft der Subordination unter äußere Gebräuche den Schein und die Aengstlichkeit der Heuchelei.

Jean Paul schaudert es vor Symbolzwang im strengen Sinn; doch weiß er auch:

Symbolische Bücher sind einer positiven Religion unentbehrlich; nur sollten sie von Zeit zu Zeit eine verbesserte Auflage erleben durch den geistigen Staat, nicht durch ein Pfarramt.

Der Schwur darauf kann dann nur bedeuten:

Den Unterricht des Volks an dessen lebendigen Glauben zu knüpfen, nicht aber umgekehrt diesen Glauben durch ein einfaches Nein wie ein Herz aus der Brust zu ziehen und nun die ausgeleerte Brusthöhle ohne Schwerpunkt auf dem Weltmeer alles Meinens treiben zu lassen.

Er findet „die rechte und wahre Gotteslehre nicht in der Orthodoxie, sondern in allen Wissenschaften auf einmal"; aber eben darum ist „ein System auch nicht durch Angriffe umzuwerfen, sondern durch ein neues, das sich kühn daneben stellt." Er spottet darüber, „daß die Reinigung der Glaubenslehren nur 1483—1546 erlaubt war"; aber er lacht auch, gutmütig oder grimmig, über alle halben, eiteln oder kleinlichen Neuerer; über den Schulrat Stiefel, der „das große Wunder, daß die Kleider der Israeliten während der 40 Jahre des Wüstenzugs kein Loch bekamen, in lauter kleine Nebenwunder auflöst", über den Sohn des Jubelseniors mit seiner „Kritik der kirchlichen Liturgik nach Kantschen Prinzipien"; und über den Frühprediger Schalaster, welcher der guten Lenette so schweren Anstoß giebt:

Weil er von der heiligen Schrift Luthers abweiche, weil er an Mosche, an Jesos Christos, Petros, Paulos glaube, und alle Apostel bei ihm sich — ossen, so daß sich alle christlichen Seelen ärgern; und das himmlische Jerusalem habe er gar auf eine Art genannt, die sie nicht einmal nachsprechen könne: er habe nun am Schlüsselbeine sich einen Schaden gethan; aber sie wolle nicht richten. — Das thu auch nicht, liebe Lenette, sagte Siebenkäs. O wie manche Schalaster sagen nicht in so verschiedenen Wissenschaften und Glaubenslehren Petros statt Petrus und bringen ohne Not und ohne Eckstein durch blutverwandte Selbstlaute die Menschen aus einander!

6

Mit den Theologen im Amt, dem geistlichen Stand, zeigt sich Jean Paul, wie zu erwarten, aufs intimste vertraut. In großer Anzahl und Mannigfaltigkeit der Typen finden wir evangelische Geistliche in seinen Dichtungen: der alte Spener und der Jubelsenior mit ihrer erhabenen und strengen Frömmigkeit; ehrlichfromme Gemüter wie Zebedäus Fixlein, der dabei „Menschliches und Allzumenschliches“ nicht bergen kann; der Konsistorialrat Perefixe, durch ästhetische Veranlagung und feuriges Temperament in eine Schuld verwickelt, die sein und der Seinigen Leben vergiftet; der feine, würdige, aber hochmütige Spezial Zeitman; der eitle Schauspieler Kirchenrat Glanz; wunderliche Käuze wie Eymann, Frohauf Süptitz und Attila Schmelzle, endlich niedrige Seelen wie Graukern oder Reuel. Daneben können wir auch gleich Pfarrfrauen erwähnen wie die gleichgesinnte Jubelbraut des Jubelseniors, seine Stütze im Amt wie im Leben; die Pfarrfrau im Hesperus, die ihrem Mann das Bäffchen umlegt und dazu sagt: „Mach es heute länger, die Keule brät sonst nicht gar“; die reiche, gutmütige, aber ehrgeizige Pächterstochter, die für ihren Schmelzle durchaus noch einen Titel will; endlich, als Groteske, das Bild der „Helferin“ von Ziebingen, die im brennenden Haus alle ihre Kleider übereinander anzieht und sodann noch das Schwein am Schwanz aus dem Stall zu ziehen bemüht ist.

Jean Paul weiß wohl, welche Gefahren dem inneren Leben eines Geistlichen drohen und wodurch die pastoralen Schwächen begreiflich und entschuldbar werden: einerseits die kümmerliche, ängstliche Gesetzlichkeit (Eymann schlägt in Oemlers Pastoraltheologie nach, wie sich ein Pfarrer zu benehmen habe, der gehenkt werden solle; und es giebt wenige Kasuisten, die der Kandidat Schomaker nicht gelesen hatte, bloß um selig zu werden); andrerseits das Sichselbsteinwiegen in frommes Phrasentum:

> Unter allen Menschen wird es keinem so erschwert, sich für schlimm zu halten, als dem Geistlichen; seine heiligen Reden sieht er für heilige Werke an, seine Bußpredigten für Buße, seinen Priesterornat für den neuen Menschen, den er angezogen.

Und wenn Lenette an einem Sonntag dreimal in die Kirche ging, so erschrickt er dabei „nicht über die Kirchengänger, die dabei selig werden können, sondern über die armen Geistlichen, die an einem Tage so oft predigen müssen, daß es noch ein Glück ist, wenn sie dabei nichts werden als nur heiser, anstatt verdammt.“ Auch seinen Ratschlägen für Prediger wird man im Allgemeinen beistimmen: statt Gründen Empfindungen, statt Sittenlehren oder Beweisen für solche, große Menschen vorzuführen; sich, auf dem Lande wenigstens, des Predigens gegen Freigeister zu enthalten, denn „die Bauern lieben nicht sowohl das Freidenken, als das Freileben.“ Er selbst gebraucht die Form der Predigt überaus häufig; entweder mit bitter satirischer Wirkung wie in der „Leichenpredigt der Tugend“ oder in der „Leichenrede Fenks auf einen fürstlichen Magen“; teils mit erhaben humoristischer wie bei Viktors Leichenrede auf sich selbst, namentlich aber bei der Predigt, die Schoppe Nachts in der leeren Kirche an sich selbst über Hiob 3, 26 hält; endlich als Ausdruck seiner warmen Empfindung für mühselige und gedrückte Existenzen, wie in den Grabreden auf die alte Jubelmagd Regina Tanzberger und auf den alten Vagabunden Saus.*)

*) Hier nimmt Jean Paul Gelegenheit, auch den lehr- und pomphaften Periodenstil der damaligen Predigtweise zu verspotten. Graukern, der am Grabe des Saus zuerst zu reden hat, „schneuzte sich, um doch Etwas statt des Hauptlieds vorauszuschicken und hob an: Wirst der strebende Christ und Nichtchrist auf die Bestrebungen menschlicher Thätigkeit Blicke; spürt er teils der menschlichen Vervollkommnung in dem Begriffe eines vollkommensten Wesens nach“ u. s. w.

Es war eben eine Zeit, da Prediger und Predigt noch ihren besondern Nimbus hatten; Fixlein gefällt eine Predigt bloß darum, weil es eine Predigt war und er schon eine gehalten hatte, und er sieht nach Erlangung des Pfarramts tief auf seine Vergangenheit als bloßer Quintus oder Konrektor herunter. Den Schulrat Stiefel aber tröstet es in Etwas über den Verlust seiner Frau dadurch, daß er ihre Leichenpredigt in Druck herausgiebt.

Selbstverständlich ist es bei Jean Paul, der seiner eigenen Schreibseligkeit nach fast jeden seiner Helden auch zum Autor werden läßt, daß er auch auf die Schriftstellerei der Pfarrer zu sprechen kommt: „ein Ausruhn des Geistes von ihrem schwierigen Amt“, nennt er dieselbe einmal bissig; beschreibt aber mit Behagen den stillvergnügten und harmlosen Fixlein bei seinen Untersuchungen, wie oft der Buchstabe A in Luthers Bibel vorkomme, zumal da dieser sich später aufschwingt und in „Briefen über das Hukelumsche Raubschloß“ und „Hukelum Subterranea“ die Welt über die Merkwürdigkeiten seines Dörfchens belehrt.

Von eigentlich erbaulichen Schriften nimmt er die alten, treuherzig populären in Schutz: „Verachtete Gebetbücher greifen oft tiefer in die Weltgeschichte ein als die Manifeste der Eroberer“, und „der alte Lerch preßte aus dieser Handbibliothek (Bibel, Gesangbuch und Arndts Wahrem Christentum) mehr Saft und Kraft zum Leben und Thun als unsere Städter aus ihren Prunk-Büchereien und Lesebibliotheken.“ Sonst aber sagt er:

> Es ist zu glauben, daß in der Welt hinter den Sternen, die gewiß ihre eignen, ganz sonderbaren Begriffe von Andacht hat, schon das unwillkürliche Händefalten selbst für ein gutes Gebet gegolten, wie denn mancher hiesige Handdruck und Lippendruck, ja mancher Fluch droben für ein Stoß- und Schußgebet kursieren mag; indes zu gleicher Zeit den größten Kirchenlichtern hienieden die Gebete, die sie für den Druck und Verlag ohne alle Selbstrücksichten bloß für fremde Bedürfnisse mit beständiger Hinsicht auf wahre männliche Kanzelberedsamkeit im Manuskripte ausarbeiten, droben als bare Flüche angeschrieben werden.

Besonders abhängig in seinem Wohl und Wehe war der Pfarrstand noch vom Adel, was für die Pfarrer mancherlei Entwürdigung bei Anstellung und Amtsführung mit sich brachte, für die Vornehmen aber die lästige Anstandspflicht regelmäßigen Kirchenbesuchs. Jean Paul bedauert sie, daß sie trotz ihres vornehmens Unglaubens oder der noch feineren völligen Indifferenz in Religionssachen, worin sie von ihren Bedienten nachgeahmt werden, sich dem unterziehen müssen, und verlangt, daß ihnen der Kirchenschlaf wenigstens durch besondere Vorrichtungen bequem gemacht werde. In der ländlichen Langweile interessieren sich die Patronatsherrschaften oft aus Neugierde oder aus Gutherzigkeit für das Leben ihrer Pfarrleute, ohne ihrem Standeshochmut damit Etwas zu vergeben.

7

Den Uebergang vom Pfarrer zum Laien, eine Art clerici minores, bildet der Schullehrerstand; der heutige Antagonismus scheint schon damals bestanden zu haben. „Mit dem Pfarrer Fixlein, erklärt der Schulmeister Halß, sei er gespannt, weil dieser die Bauern ganz anders kuranzen sollte; und warum setzt er sich dagegen, wenn ich beim Ausgang der Kirche die Prager Schlacht auf der Orgel spiele?“ Fixleins Frau hingegen sagt vom Schulmeister: „Der Mann und die Frau sind ein aufgeblasenes Paar; ich schenkte ihr neulich eine abgelegte weiße Schürze, aber sie ließ sie aus Hochmut in der Stadt ponso färben. — Darüber sei still, versetzte Fixlein, der Mann ist der Narr; ich schwör es Ihnen, so lang ich im Amte stehe, war der Flegel noch nicht dahin zu bringen, daß er seinem Vorgesetzten den Priestermantel nachgetragen hätte aufs Filial.“

Jean Paul ist sich sehr wohl bewußt, daß in der Volkskirche Religionsglaube und -sitte ihren starken Halt haben, indem sie mit den Alltagserlebnissen und -Gewohnheiten verwachsen; es liegt aber in der Natur seiner Schriftstellerei, daß er mehr den Kontrast hervorhebt zwischen der religiösen Idee und ihrer Wiederspiegelung in engen Köpfen und beschränkten Verhältnissen. Recht treuherzig sagt der alte Bienenvater Lind, der sich einen „Dreifaltigkeitsring“ angeschafft hat: er habe vorher

auch nicht an die Dreieinigkeit glauben können, jetzt aber müsse Einer ein Vieh sein, wenn ers nicht begriffe; und uns allen thut die wimmernde Lenette leid, die ihre Martinsgans vermißt:

Wir sind doch auch Christen und gehören zur lutherischen Gemeinde, und heute haben alle Lutheraner Gänse auf dem Tisch; so wars bei meinen seligen Eltern. Aber du glaubst an Nichts.

Siebenkäs will sie trösten, indem er ihr aus einem griechischen Neuen Testament einige Sprüche gegen zeitliche Sorgen vorliest: „Das Griechische oder Lateinische, versetzte sie, nimmt sich schon geistlicher aus, und auf der Kanzel wird die Sache oft gepredigt; ich geh auch jedesmal wieder recht getröstet nach Haus, bis das Geld uns wieder ausgeht.“ Sie hört in der Kirche wenigstens aufmerksam zu und würde es für Sünde halten, sich an Bildern zu erbauen, wie man sie in weiblichen Gesangbüchern findet, „worauf ein männlicher Klex ein phosphoreszierendes Herz einem weiblichen anbietet“, aber den Sonntag kennt sie doch auch als „den großen Neidstag der Weiber“, die, „wenn Christus selbst vor ihnen predigte, mitten aus den größten Rührungen auf seine Weste und Strümpfe gucken würden.“ Ihrem Mann nimmt sie es sehr übel, daß er bei einer Dürre nicht bloß die katholischen Umgänge, worauf sie selbst Nichts hält, sondern auch die protestantischen Wettergebete ohne Hehl verwirft, und besorgt heimlich, er sei „ein Atheist, wenigstens ein Philosoph, obwohl sie sich dergleichen von einem Manne, mit dem sie ehelich kopuliert worden, eigentlich gar nicht denken konnte.“

Diese Kontraste steigern sich, wenn diese korrekt-kirchliche Durchschnittsfrömmigkeit zum Außergewöhnlichen aufgestachelt wird, wie im „Schreiben des Rektors Seemans über den vermutlichen Weltuntergang am 18. Juli“, wonach der Pfarrer „der vielen Leute wegen, die fürchten, am 18. in den Himmel zu kommen“, auch alle Wochentage Kirche halten muß, und „ein Herr von Adel sogar seine Ehebrüche auf den 19. aussetzt.“ Oder wenn das kirchliche Gewohnheitschristentum sich in apart selbstbewußten Pietismus verwandelt und diesen gemeinen Naturen sich aufpfropft: „Der herrnhutische Wirt prügelte eben die Wirtin aus dem Gasthofe heraus, warf ihr seinen Jungen nach und schrie: wär er kein Christ, so würde er sie anders behandeln; so aber zähm er sich und kein böses Wort komme aus seinem Maul.“ So weit ist der Schuhflicker Fecht noch nicht, der sich erst kürzlich „ins schwere pietistische Kutschenzeug eingeschirrt hatte“ und dem es gelegentlich beim Anblick seiner fetten Schlachtkuh entfährt: „Daß dich die Schwerenot, du Schwerenöterin! (nun auf einmal mit gedämpfter Stimme:) Nun, der liebe Gott hat dem lieben Vieh recht sein Gedeihen geschenkt und uns unwürdige arme Sünder über alle Maßen gesegnet.“ Eine besonders köstliche Figur ist der Kommandant von Ziebingen: „Ich sterbe täglich und mein Leben“, der mehr dem Namen als dem Mute nach mit den Puritanern verwandt ist und von dem Feldprediger aus der bombensichern Kirche heraus zu Ausfällen angetrieben werden muß.

Von diesen Proben mit ihrer bunten Tonart wird sich freilich nicht angesprochen fühlen, wer immer nur die eigene Sprache hören will und wer sein Christentum allseitig zu konfessionellen, theologischen, kirchen- und standespolitischen Ecken zugeschliffen hat. Aber wer sich schon an solchen Ecken wundgestoßen hat und doch in Religion, Christentum, Kirche die höchsten Güter der Menschheit mitbeschlossen glaubt, wird für diesen Empfindungsgegensatz in Jean Pauls Humor die beste Versöhnung finden. Alfred Hoffmann

---

Göhres Ausscheiden aus dem geistlichen Stand

Nachdem die beiden wesentlichen Aktenstücke zur Sache im Vorwärts Nr. 303 mitgeteilt sind, untersteht der Fall dem öffentlichen Urteil. Ich kann meinerseits nur ein wenig näher ausführen, was ich auf die erste Nachricht hin in unsrer vorigen Nummer gesagt habe, und einige Folgerungen für die Zukunft ziehen.

1. Das Konsistorium

Das brandenburgische Konsistorium als landeskirchliche Behörde konnte nicht anders. Die Herren mögen von ihren Kollegen in Staatsämtern vielleicht schon manchmal darauf angeredet worden sein, wie lange das Aergernis noch dauern solle. Und gewiß bedurfte es eines Drucks von außen gar nicht. Die Männer in unsern Kirchenbehörden haben ihr eignes staatspolitisches Empfinden. Es war alles Mögliche, daß Göhres Vorgesetzte seinen lauten Eintritt in die sozialdemokratische Partei, seine Veröffentlichungen und seine Reden so lange ertrugen. Noch war er Pastor a. D., noch wartete er gelegentlich des geistlichen Amts, wie er denn z. B. erst vor kurzem im Hause eines sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten eine Taufe vollzog. Und die Behörde beeilte sich nicht einzuschreiten, obwohl Göhre sich nicht nur als Mitglied dieser politisch verfehmten Partei, nein auch ausdrücklich als prinzipieller Gegner jedes staatskirchlichen Systems bekannt hatte.

Vielleicht hatte doch auch im Schoße dieses Kollegiums der Eine oder Andre Sympathie für die Festigkeit, mit der Göhre unter dem Widerspruch der Genossen „das Christentum“ vertrat? Gleichviel, endlich mußte es so kommen, daß an den „Herrn Pastor a. D., Hochehrwürden“ der Brief beschlossen wurde, der ihn vor die letzte Entscheidung stellte. Der Brief selbst, ebenso geschickt wie freundlich, von dem was wir sonst an unserm Kurialstil zuweilen getadelt haben, glücklich sich abhebend, legt es Göhre nahe, „im Interesse einer Verhütung von Mißverständnissen und Aergernissen“ sich freiwillig „der Rechte des geistlichen Standes der Landeskirche“ zu begeben, auf die er doch keinen Wert mehr legen könne.

2. Göhre

Man wird in allen seinen äußeren Wandlungen Göhre eine ehrliche Konsequenz seiner innern Haltung und Entwicklung nicht absprechen können. Leidenschaftliches Empfinden für das Proletariat und Liebe zum Christentum, das sind die beiden Brennpunkte seines innern Lebens von jeher gewesen und geblieben. Jenes hat ihn schließlich in die Partei geführt, die kein anderes Programm hat als die rücksichtslos einseitige Vertretung des Arbeiterinteresses. Dieses hat ihn lange bei der Kirche und dem kirchlichen Amt gehalten, ihn aber je länger je tiefer in den Widerspruch gegen unser Kirchentum hineingetrieben. Er hat immer schärfer den Wesensunterschied von Kirche und Religion erkannt und allein aus dieser Erkenntnis heraus den Mut gefunden, auch innerhalb seiner sozialdemokratischen Genossen religiös zu wirken. Denn er fand sie für die Kirche rettungslos verloren, aber darum noch nicht für die christliche Religion. Immer mehr wurde ihm die Verbindung des heutigen Staats mit der Religion in dem Landeskirchentum, das wir haben, das eigentliche Hindernis für ein neues Aufleben des Christentums in der sozialdemokratischen Arbeiterwelt. Und mit der ihm eignen Offenheit und Leidenschaftlichkeit, die zuweilen in Wort und Ton irregehn konnte (ich denke hier an seine Erklärung gegen die Frankenberger Pastorenkonferenz) zögerte er nicht, das bei Gelegenheit auch auszusprechen.

So war es folgerichtig und billig, daß er der Welt und der Kirche, dem Konsistorium und sich selber den Disziplinarprozeß ersparte und den ihm zugemuteten freiwilligen Verzicht auf seine Zugehörigkeit zum landeskirchlichen Pastorenstand leistete.

Es ist für Göhre und für uns, die wir nach wie vor auf seine Mitarbeit an diesem Blatte Wert legen, wichtig hier öffentlich festzustellen, daß das Schreiben des brandenburgischen Konsistoriums außer seiner politischen, bezw. kirchenpolitischen Stellung nicht den mindesten Vorwurf gegen ihn erhebt. Göhre seinerseits zieht in dem Antwortschreiben die letzte Konsequenz seiner Gegnerschaft gegen das Landeskirchentum: er begründet seinen Verzicht damit, daß es für ihn gelte, „den Schein zu vermeiden, als ob er angesichts der im Schreiben des Konsistoriums zum Ausdruck gekommenen Auffassung [des geistlichen Amts], die er für falsch und vor allem mit dem Geiste und der Lehre Jesu

unvereinbar halte, in der That noch Wert auf seine Eigenschaft als Geistlicher der preußischen Landeskirche legen dürfe."*)

3. Was nun?

Ich habe absichtlich Vorstehendes niedergeschrieben, ehe ich irgendwelche Rücksprache mit Göhre nehmen konnte. So beschäftigt mich auch im Folgenden nicht, welche Folgen sein Ausscheiden aus dem landeskirchlichen Pastorenstande für seine Person hat. Aber eine allgemeine Erwägung drängt sich auf. Wie denken sich die verantwortlichen Leiter unsrer Landeskirchen die zukünftige Entwicklung des Verhältnisses zwischen Kirche und sozialdemokratischer Arbeiterschaft?

Für die Vertreter des Landeskirchentums gedeiht thatsächlich die Religion nur in der Kirche. Indem nun die Landeskirche diejenigen Pastoren oder Theologen, die zur Sozialdemokratie halten (ich erinnere an den Kandidaten von Wächter in Württemberg), von sich absägt, hebt sie durch eine öffentliche und symbolisch unmißdeutbare Handlung ihre Beziehung zur sozialdemokratischen Arbeiterschaft auf. Wie glaubt sie nun an diese Kreise wieder heranzukommen? Wie sie wieder in ihre Gemeinschaft zu sammeln? Denn daß diese Arbeiter in absehbarer Zeit von ihrer Partei lassen, scheint nach menschlicher Erwägung ausgeschlossen. Verzichtet also die Landeskirche auf diese Scharen? Ich bitte, daß irgend ein Berufener Antwort giebt.

Viele mit mir werden diese rücksichtslos durchgeführte Abgliederung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft vom Körper der Landeskirche, die doch Volkskirche sein will, nur mit Schmerz sich vollziehen sehen. Denn so leicht wie Göhre haben wir es nicht, der mit seiner ganzen Einseitigkeit die Landeskirche auf Grund gewisser Erfahrungen für das eigentliche Hindernis des Sieges Jesu Christi erkennt. Uns ist die Landeskirche wie der heutige Staat noch immer ein Gut, vor dessen Zerstörung uns graut, weil wir nicht wissen, was an seine Stelle treten soll, und weil seine Zerstörung, wie die Dinge liegen, nur mit unermeßlichen Verlusten und Opfern durchgeführt werden könnte. Wir dienen an unserem Teil treulich diesen Landeskirchen, weil auch in ihnen trotz ihrer Schwachheit und Gebundenheit Jesus Christus, den Nichts binden kann, seine Herrschaft ausübt. Wir tragen auch ihre Verschwisterung mit dem Staate, weil wir darin nichts Willkürliches, von gestern auf heute Gemachtes, sondern etwas geschichtlich Gewordenes erkennen, für dessen Auf- und Ablösung durch andere Formen die Stunde noch nicht gekommen ist. Wir bilden uns insonderheit nicht ein, daß das Verhältnis von Staat und Kirche im Königreich Preußen in der Lockerung begriffen sei. Die irdischen Interessen der Kirche werden vom preußischen Staate williger gepflegt als in früheren Zeiten. Allein für die Landeskirche der Provinz Hessen zahlt er — diese Ziffer ist mir gerade zur Hand — jährlich 666000 Mark! Bei einem solchen Staat findet das Kirchentum seine Rechnung, Pastoren und Gemeinden.**) Und die Dienste, die dafür der Staat erwartet, leistet ihm die Kirche gern: der heutige Staat mit seinem Recht und seiner Obrigkeit ist ihr ein Gottesgeschenk, sie freut sich des Friedens und des Schutzes, den sie genießt, betet für ihn, feiert seine Feste mit und zieht, wenn es sein muß, auch mit ihm in den Krieg. Das alles naturgemäß, aus Ueberzeugung: Honny soit qui mal y pense. Die Sozialdemokraten mögen darüber noch so viel spotten: es hat ehrliches Christentum sein Dasein auch im heutigen Landeskirchentum.

Aber zwischem diesem Landeskirchentum und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft sehe ich keine Brücke mehr. Es gab Verbindung herüber und hinüber. Hier und da faßten auch sozialdemokratische Gemeindeglieder Vertrauen zur Person eines Pfarrers. Die Zeit der sozialen Pastoren war in dieser Hinsicht nicht unfruchtbar! Aber — — eine Parallele liegt nahe. Wie durch die 12000 Mark-Geschichte, man mag sie in Anbetracht der beteiligten Personen so mild beurteilen als man will, das etwa noch vorhandene Vertrauen der Arbeiterschaft zu unsrer Staatsregierung einen letzten schweren Stoß erhielt, von dem es sich vorläufig nicht wieder erholen wird*): so hat das Vertrauen der Arbeiterschaft zur Kirche durch die Hinauskomplimentierung Göhres einen tötlichen Stoß bekommen. Und darum: was nun?

Soll die sozialdemokratische Arbeiterschaft mit der Kirche nicht das Christentum verlieren, so bleibt jetzt nur Eine Hoffnung. Die ist, daß innerhalb dieser Kreise selbst christliche Persönlichkeiten aufstehen, die zur Bildung einer christlichen Freikirche die Gleichgesinnten sammeln. Wahrlich eine sonderbare Lösung für uns Freunde der Landeskirche, daß wir die Zukunft des Christentums in unserm Volk auf eine solche Entwicklung bauen müssen. R

*) Beide Schreiben siehe Chronik der Christlichen Welt Nr. 2.

**) Nach dem Ausweise des Generalsynodalberichts von 1897 — inzwischen ist eine erhebliche Steigerung eingetreten — betrug der Zuschuß aus Staatsfonds für Zwecke der evangelischen Landeskirche der neun älteren preußischen Provinzen 7458872 Mark. Es leuchtet ein, daß, von den idealen Faktoren abgesehen, dies eine starke materielle Bindung der Kirche an den Staat bedeutet.

*) Ob Posadowsky noch geht oder bleibt, ist nunmehr ziemlich gleichgiltig; der Schade ist geschehen.

Eine kommunistische Evangelienschrift

Vor Jahresfrist wurde ich mit einem jungen Fabrikarbeiter bekannt, den ich bald nach seiner Hochzeit in seiner Wohnung besuchte. Daß er Sozialdemokrat sei, ließ er gelegentlich durchblicken. Das war nicht mehr nötig, denn ich wußte es schon, aber es war erfreulich, weil es aufrichtig war. Wenn der Pfarrer zu einem intelligenten Sozialdemokraten kommt, der nicht bloß Krakehler und Wähler ist, so nimmt die Unterhaltung leicht eine prinzipiellere Wendung als sonst. Das ist die einfachste Auslösung der Spannung, in der sich der Sozialdemokrat befindet, wenn er dem amtlichen Vertreter der Kirche gegenübersteht, in der er eine dem Arbeiter grundsätzlich feindliche Macht sehen zu müssen glaubt. Findet seine unwillkürliche Abneigung bei einer persönlichen Berührung an pfäffischem Hochmut oder überlegenem Abthun seines Standpunktes keine Reibfläche, hat er also gegen die Person nicht gerade Etwas einzuwenden, so liegt ein Griff in die Grundfragen um so näher. Irgendwie kamen wir auf das Ernst-nehmen des Christentums. Da fragte er mich, ob ich die Geschichte Josua Davidsohns kenne. Der Titel war mir aus dem Feuilleton des „Gothaischen Volksblattes" bekannt, aber gelesen hatte ich die Geschichte nicht. Er hatte sie in Buchform auf seinem Schranke stehen und bot sie mir zum Lesen an. Ich bin ihm dankbar dafür geworden. Der volle Titel heißt: „Die wahrhaftige Lebensgeschichte des Josua Davidsohn." Aus dem Englischen übersetzt von Natalie Liebknecht. Mit einem Vorwort versehen von Wilhelm Liebknecht. Neue Ausgabe. Nürnberg, Wörlein u. Co. 1891.

Es lohnt sich, das Buch näher anzusehen.

1

Josua Davidsohn ist der Sohn eines Zimmermanns in einem kleinen englischen Küstendorfe. Seine erste Kindheit verläuft still und ruhig, man weiß nur, daß er ein nachdenkliches und auffallend frommes Kind war. Er hatte den Hang, den Dingen auf den Grund zu gehen, aber seine vielen Fragen machten ihn Manchem lästig.

Das erste deutliche Licht fällt auf seine Jugend durch einen Vorgang, der sich in der Kirche seines Heimatsdorfes abspielt. Nach der Katechese an einem Sonntag-Nachmittage richtet er an den Pfarrer, der als vornehmer, hochmütiger Herr geschildert wird, in aller Ehrfurcht, aber auch in aller Unbefangenheit einige Fragen, die in den beiden gipfeln: „Wenn wir Christen sind, warum leben wir nicht als Christen?" — und in der andern, deutlicheren Frage: „Warum leben Sie und alle Geistlichen nicht wie die Apostel und geben Alles, was Sie haben, den Armen?"

Diese Fragen werden vor der versammelten Gemeinde gestellt und bringen die Anwesenden begreiflicherweise in be-

trächtliche Erregung. Das Ende der eigenartigen Zwiesprache ist, daß der Pfarrer Josua einen unverschämten Burschen nennt und ihm, als er sich rechtfertigen will, den Mund verbietet. Natürlich ist Josua bei dem hochwürdigen Herrn in Ungnade gefallen; er hat aber auch an diesem Versuch genug und vermeidet es künftig, an gesellschaftlich über ihm Stehende unbequeme Fragen zu richten. Um so mehr und um so ernstlicher bemüht er selber sich, ein Leben zu führen, wie Christus es gelebt hat. Er spricht dies einst seiner Mutter aus. Sie giebt ihm darin Recht, daß Christus unser Vorbild sei; „aber — spricht sie — ich fürchte, deine übergroße Kühnheit wird dich zu Fall bringen.“ Er antwortet: „Wenn es zu kühn ist, Jesus nachzuahmen, dann war sein Leben eine Täuschung, ein Betrug.“

2

Josua bleibt zunächst in seines Vaters Zimmermannswerkstatt. Er sammelt junge Leute seines Alters um sich, liest mit ihnen gemeinsam die Bibel, im Hause des Vaters oder draußen im Freien.

Man glaubte sich in die ersten Zeiten des Christentums versetzt, wenn man an einem schönen Sommerabend, nahe dem Rande des ewig wogenden, atmenden Meeres, unter dem dämmernden Himmel saß: die Lerchen zu Häupten schmetternd, die Seevögel und die Schwalben blitzschnell durch die Luft schießend, die geheimnisvolle Musik der an die Küste anschlagenden Wogen — und dazu der junge Zimmermann, von Gott redend und vorlesend und Jesus um die Kraft anflehend, ihm gleich sein zu können im Leben und im Sterben, mit einem Ernst, mit einer Inbrunst, mit einer tiefen, ihn ganz erfüllenden ... Leidenschaft betend — ich gestehe, seitdem nichts Aehnliches, weder in der Kirche, noch in einer Kapelle*) gehört oder gesehen zu haben. Er war seinen Altersgenossen so garnicht gleich — so aufrichtig, so ernst, so standhaft. Niemand hat jemals den Schatten einer Lüge von ihm gehört, nie hat er sein Wort zurückgenommen, nie Ausflüchte gemacht, nie sich hinter Vorwände versteckt. (S. 77)

In die Kirche gingen die Freunde nicht. Sie sahen in den Geistlichen eine neue Auflage der Pharisäer, gegen die einst Jesus so unermüdlich gekämpft hatte. Ihr Ziel, und vor allem Josuas Ziel war, buchstäblich Jesu Beispiel zu folgen. Sie hingen mit voller Unbefangenheit an dem Buchstaben der Bibel. Das konnte nicht lange dauern. Im naiven Glauben macht sich Josua eines Tages auf, um in einem Felsenthale das Wort von dem Glauben, der Berge versetzt, in seiner Buchstäblichkeit zu erproben. Aber die Felsen bleiben stehen. Er nimmt eine Natter in die Hand, in dem Vertrauen, daß sie ihm nicht schaden könne (Markus 16, 18); aber ihr Biß macht ihn eine Zeitlang krank. Er ißt von der Tollkirsche und sein Leben kommt ernstlich in Gefahr. — Endlich dämmert in ihm die Erkenntnis auf, daß es nicht darauf ankommt, Jesus Christus zu kopieren, ihn „nachzuäffen“, sondern in seinem Geiste weiterzuarbeiten. Er macht in jener Zeit schwere innere Kämpfe durch, aber sein wirklicher Glaube an Jesus Christus ist noch nicht erschüttert.

3

Nach einiger Zeit bietet sich ihm Arbeitsgelegenheit in London. Vor seiner Abreise hat er noch einen heftigen Zusammenstoß mit dem Pfarrer, der ihn dabei so hochfahrend und beleidigend behandelt, daß Josua zum ersten Male die Selbstbeherrschung verliert und im heißen Zorn ihm die Wahrheit sagt. Der Pfarrer rächt sich dadurch, daß er dem alten Davidsohn, Josuas Vater, keine Arbeit mehr zuweist.

In London fällt dem jungen Josua zunächst die völlig Glaubenslosigkeit der Arbeitskollegen auf. Das Christentum halten sie für Humbug; Mißtrauen ist ihre Grundstimmung. In der geistigen Luft der Großstadt verliert Josua immer mehr den naiven Glauben seiner Jugend und sieht sich bald vor der wunderlichen, aber sehr charakteristischen und in der Wirklichkeit sich unzählige Male einstellenden Alternative: „Entweder Freidenker oder Katholik. Dazwischen liegt nur Halbheit oder Inkonsequenz.“ Eine Bemerkung aus dieser Entwicklungszeit ist sehr wichtig. Es heißt (S. 28): „nur der Charakter Christi behauptete bei ihm noch seinen Platz; jeder andre Glaube hatte ihn verlassen.“

*) D. h. weder in der Staatskirche, noch bei Dissenters.

Er vertieft sich nun immer mehr in soziale und politische Fragen. Da er leicht lernt und alle Bildungsmittel der Großstadt fleißig benutzt, bringt ers bald zu einem für seine Verhältnisse respektablen Wissen. Christus bedeutet ihm je länger je mehr nichts Andres, als das Menschentum, die Humanität, und er ist überzeugt: der moderne Christus wäre Politiker, Sozialdemokrat. — Im Kampfe gegen die Unwissenheit gründet er eine Abendschule. Denn Christus „würde sich nicht begnügen, die Sünde als geistige Krankheit zu verurteilen; er würde ihre wirtschaftlichen Ursachen erforschen und die Giftpflanzen töten durch Ausreißen der Wurzeln: Armut und Unwissenheit. Er würde die Wahrheiten der Wissenschaft anerkennen und würde lehren: das Beste, was der Mensch für das Heil seiner Seele thun kann, ist, seinem Mitmenschen zu helfen.“ Von dieser Abendschule heißt es:

Er bemühte sich, seine „Schüler“ für die leichter begreiflichen, mehr unterhaltenden Ergebnisse der Wissenschaft zu interessieren, sowie ihnen einige praktische Wahrheiten in Betreff der Reinlichkeit, der Gesundheitslehre, des Kochens und dergleichen beizubringen und versäumte keine Gelegenheit, das Gefühl der sittlichen Würde zu erwecken. Allerlei Volk kam zu seinen Vorlesungen! Diebe, Trunkenbolde, gefallene Dirnen und verwahrloste Kinder. Allen war ein freundliches Willkommen sicher; es wurden ihnen nicht ihre Sünden vorgehalten, kein Wort von geistiger oder moralischer Ueberhebung verletzte sie, es waltete die liebevolle Gleichheit, die dem Unterdrückten, Entwürdigten so wohl thut und ihm, wenn auch nur für einen Augenblick, das Gefühl der natürlichen Selbstachtung und der Zusammengehörigkeit und Brüderschaft mit seinen Mitmenschen giebt. (S. 33)

Eines Tages wird Josua krank und liegt allein in seiner ärmlichen Kammer, die er mit seinem Jugendfreunde und Arbeitsgenossen John teilt. Da nimmt sich seiner ein Mädchen an, das in demselben Hause wohnt, ein junges hübsches Ding, das aber ein reicher Herr einst auf den Weg der Schande gebracht und dann, als er ihrer überdrüssig geworden, ihrem Schicksal überlassen hat. Ueber das Schicksal und die psychologische Verfassung dieser Opfer der Lebewelt wird bei der Gelegenheit manches Beachtenswerte gesagt. Kurz: Mary Prinsep pflegt den einsamen Kranken, und es entsteht zwischen den drei Menschen, Josua, seinem Freunde und Mary, ein eigenartiges Bündnis zum Kampf gegen die Not. Josua ist so arm und giebt von seinem Wenigen noch so viel ab, daß er nicht daran denken kann, Mary zu heiraten.

Indes thaten wir — berichtet John —, was wir konnten. Ich sage absichtlich wir, weil so denen unser Verhältnis klar werden wird, die unverdorben genug sind es nicht absichtlich falsch aufzufassen. Wir halfen ihr, und sie half uns, wie und wo wir konnten. Wir arbeiteten für ihren Unterhalt und sie verrichtete unsre häuslichen Arbeiten. So enthoben wir sie der Notwendigkeit, ihr trauriges Gewerbe fortzusetzen Es gab dies aber die Veranlassung zu allerlei Gerede ... und selbst unsre Arbeitsgenossen sahen uns über die Achsel an. Josua war jedoch fest entschlossen, zu thun, was er für recht hielt ... Die Sache war ihm Alles, der Schein gleichgiltig; was die Leute urteilten, beirrte ihn nicht. Mary Prinsep war ihm nur eine Gelegenheit, seine Grundsätze zu verwirklichen. (S. 43)

Als er einst in rohester Weise Marys wegen beschimpft und mit Schmutz beworfen wird, wischt er ruhig den Straßenkot von seinem Rocke und bittet seinen Begleiter, sich doch nicht beirren zu lassen, den rechten Weg zu gehen, was auch kommen möge. Man soll sich aber diesen Josua bei seiner Sanftmut nicht als feigen, verweichlichten, weibischen Charakter vorstellen. Der Grundzug seines Wesens ist vielmehr starke Energie und ein fester, klarer Wille, wie auch seine äußere Erscheinung als die eines kraftvollen, schönen Mannes geschildert wird.

In seiner freundlichen, selbstlosen Art nimmt er sich auch eines verkommenen Subjekts an, eines vielbestraften Einbrechers und Trunkenboldes, der seine Geduld und Sanftmut auf die härteste Probe stellt und ihn mit der Polizei in Berührung bringt. Seine Arbeitsgenossen sehen ihn wegen der Gesellschaft, in der er lebt, trotz seiner tadellosen sittlichen Reinheit über die Achsel an, weigern sich, mit ihm zu arbeiten — er wird eines Tages kurzer Hand entlassen. Als er mit dieser traurigen Nachricht nach Hause kommt, erlebt er die Freude, daß Mary ihm fest verspricht, nie wieder ihr altes Gewerbe aufzunehmen, selbst wenn sie verhungern sollte. Und als Joe Traill, der alte Strolch, sich anklagt, daß er ihm nur Unglück bringe, da antwortet Josua:

„Dummes Zeug, Joe, es verlohnt sich allerdings der Mühe, euch beide zu retten, und ich will es."

Ich konnte nicht umhin, zu denken, daß dieses „Ich will", mit solch männlicher Zuversicht, solch tiefem Ernst ausgesprochen, eine schwerere Glaubensprobe war, als die knabenhafte Schwärmerei in dem Felsenthal; und daß der ernste Versuch, ein Mädchen von der Straße zu retten, das sonst Nichts zu thun verstand, was von der Welt verlangt wird, und einen armen, tiefgesunkenen Verbrecher und Herumstreicher, wie Joe, aus dem Schlamm zu heben, eine größere That war, als einen Felsblock im Namen Gottes von der Stelle zu bewegen. (S. 46)

4

Ein so eigenartiger Mensch kann selbst in einer Stadt wie London nicht unbekannt bleiben. Verschiedene einflußreiche Leute, die teils aus Gutmütigkeit, teils aus Langeweile, teils aus Mode sich um Armensachen kümmern, nähern sich ihm. Wir lernen eine Anzahl charakteristischer scharfgeschnittener Typen kennen, Malthusianer, Nationalökonomen, Philanthropen. Woran alles Verständnis zuletzt immer scheitert, ist die Frage: wie weit darf die menschenfreundliche oder christliche Hilfe gehen? Josuas vornehme Bekannte wollen nur den ehrlichen, braven, ehrbaren Armen helfen; Josua erkennt für das rettende Erbarmen überhaupt keine Grenzen an.

Als im Jahre 1870 in Paris die Herrschaft der Kommune proklamiert wurde und die Kommunisten für ihre Ideale kämpften, läßt es Josua in London keine Ruhe; er geht nach Paris und kämpft mit auf den Barrikaden. Auch Mary schlägt sich bis Paris durch und pflegt mit hingebender Selbstlosigkeit die Verwundeten.

Sie wurde als „Schwester" in die englischen Ambulanzen . . . aufgenommen . .; selbst in der schlimmsten Zeit war ihr freundliches, sonniges Gesicht den Kranken und Sterbenden, wenn sie sich sanft über ihr Bett beugte, ein Trost, eine Erquickung. Und hier muß ich erwähnen, wie vollständig in den letzten Jahren alle Spuren ihres früheren Lebens sich verwischt hatten: durch Liebe gereinigt, das ist der richtige Ausdruck. (S. 98)

Nachdem die kommunistische Bewegung blutig unterdrückt ist, kommt Mary durch die Verleumdung eines Schuftes ums Leben, als sie gerade ein verwundetes Kind ins Lazareth tragen will.

Nach dem Zusammenbruch der Kommune, auf die er so große Hoffnung gesetzt hatte, kehrt Josua niedergeschlagen, aber in seinen Idealen ungebrochen mit seinem Freunde nach England zurück und durchzieht das Land als kommunistischer Agitator. Eines Abends tritt ihm in einer Versammlung, in der er nachweisen wollte, daß Jesus Christus und die Apostel Kommunisten gewesen seien, sein alter Feind, der frühere Pfarrer seines Heimatsdorfes, entgegen, der unterdessen zu höherer Würde gekommen ist. Durch einen fürchterlichen Tumult wird Josua am Reden verhindert. Statt seiner ergreift der geistliche Herr das Wort, um mit aufreizenden Worten vor ihm als einem Atheisten und Kommunisten zu warnen. Einige Männer springen auf, reißen Josua von der Rednerbühne, und trotz der Bemühungen des Pfarrers, die entfesselten Leidenschaften der Menge, die er geweckt, wieder zu bändigen, wird Josua von der wütenden Versammlung unter die Füße getreten, und als man ihn hervorzieht, ist er tot.

Soweit die Geschichte des Josua Davidsohn.

Zu den langweiligen Büchern gehört diese Lebensgeschichte sicherlich nicht. Sie ist mit Begeisterung geschrieben. Wer sie in einem Zuge hinter einander gelesen hat, fühlt die agitatorische, werbende Kraft, die darin liegt. Das „Gothaische Volksblatt" ist nicht die einzige Zeitung gewesen, die diese Geschichte ins Volk gebracht hat. Männer, Frauen und Halbwüchsige werden sie mit derselben Begeisterung gelesen haben, mit der sie geschrieben ist. Wir haben uns damit auseinanderzusetzen.

(Schluß folgt) Paul Jaeger

Welt und Zeit

Zweite Reihe

Geduld

Die Schonung, die der Ahn gepflegt,
Wird erst der Enkel schlagen —
Wer edler Zukunft Keime hegt,
Darf nicht nach Früchten fragen!

Getrennte Arbeit

Das Feld auf dem der Realist
Zur rechten Zeit zur Ernte schreitet,
Hat ihm vielleicht vor langer Frist
Sein Feind gepflügt und zubereitet.

Den Kirchenreformern

's ist nicht genug, auf heilgem Boden
Erstorbne Wurzeln auszuroden
Und felsgen Schutt hinwegzuräumen;
Man darf, ihr Herrn, auch nicht versäumen
Ins Brachfeld gutes Korn zu streuen —
Sonst wird man sich der Saat nicht freuen!

Neues Dogma

Ihr sollt die Hände davon lassen
Ein neues Dogma aufzufinden;
Das alte läßt sich geschichtlich fassen,
Aber das neue würde uns binden!

Aus Gnaden allein

Zwar läßt mit Eifer und Geschick
Gar Manches sich erzwingen,
Doch nur der günstge Augenblick
Bringt wirkliches Gelingen.

Quieta non movere

Ruhendes soll man nicht bewegen.
Aber man soll auch die leisen Gewalten,
Die sich unter der Decke regen,
Nicht zu lange für Ruhe halten!

Den realistischen Malern

Ich kann, ihr Realisten,
Eure biblischen Bilder nicht leiden;
Ihr malet zu heidnisch für Christen,
Zu christlich für Heiden. N

Selbstanzeigen

Wie ist der Kampf um die Bedeutung der Person und des Wirkens Jesu zu beendigen? Von D. Emil Sulze. Zweite Streitschrift für den Frieden der Kirche. Hefte zur „Christlichen Welt" Nr 48. Tübingen, Mohr. 56 S. 1 Mk.

Meine kirchliche Thätigkeit begann in einer Gemeinde, in der die kirchlichen Richtungen schroff einander gegenüber standen, und die außerdem in derselben Stadt nur eine evangelische, wohl aber zwei katholische Gemeinden neben sich hatte. Später hatte ich in Gemeinden zu wirken, in denen der Atheismus der Sozialdemokratie mir unablässig begegnete. Diese Verhältnisse verpflichteten mich, mir ernst die Frage vorzulegen: Wo ist der Punkt zu finden, von dem aus es möglich ist, dies Gewirr der Strömungen im geistigen Leben zu überwinden, das Religion und Sittlichkeit und damit das Bestehen unsres Volkes auf das Aeußerste gefährdet? Mein nächster Gedanke war der: es müssen kleine Gemeinden gebildet werden, die in seelsorgerischer Liebesthätigkeit fest sich zusammenschließen und über sie die dogmatischen Kämpfe vergessen. Ich war aber nicht zweifelhaft darüber, daß die Einheit in werkthätiger Liebe nur dann bestehen könne, wenn sie auf der Glaubenseinheit beruhe. Ich stand also vor der Frage: was ist der Glaubensinhalt, an den Jeder sich hingeben muß, der überhaupt noch sittlich gerettet sein will? Darauf gab es nur die Eine Antwort: sittliche Rettung, sittliche Persönlichkeit ist nur möglich durch absolute Hingebung an die Person dessen, der die allmächtige Liebe und von anderer Art ist, als die Welt und das natürliche Ich. Nur er kann durch ein absolutes Wunder seiner schöpferischen Thätigkeit die sittliche Persönlichkeit in uns begründen. Darin können und müssen alle Eins sein, die Christen, überhaupt sittliche Menschen sein wollen. Das Bekenntnis dazu ist die wahre Orthodoxie, die Orthodoxie von Gottes, nicht von der Theologen Gnade. Ueber sie ist ein Streit nur möglich dem praktischen Atheismus gegenüber, der zum Untergange führt. Darüber streiten die Kirchen und die kirchlichen Richtungen nicht. Sie streiten nicht über das Ewige, Gott und sein Reich, nur über das Geschichtliche, nur über die Mittel, durch die Gott das Band knüpfen will zwischen ihm und der Menschenseele, über Christus und die Kirche. Es kommt nun Alles darauf an, jenes Ewige, den wahren Gottesglauben, den wir Christus danken, in das hellste Licht zu stellen, zu ihm die Gemeinden zu erziehen. Dann wird das Geschichtliche, Christus und die Kirche, in seiner vollen Bedeutung klar erkannt. Dann erst gewinnt es seine volle Wirksamkeit, dann endigt auch der Streit darüber; mindestens wandelt er in friedliche Verständigung sich um. Luther hat, indem er Gottesreich und Kirche

scharf unterschied, die Bahn gebrochen, auf der wir fortgeschritten sind, indem wir den religiösen Begriff „Wort Gottes“ von dem geschichtlichen „Bibel“ unterscheiden lernten. So haben wir Gott und sein Reich zu unterscheiden von Christus und der Kirche. In meinen „Hauptpunkten der christlichen Glaubenslehre“ (2. Auflage. Hannover 1865) habe ich bereits diesen Grundgedanken vertreten, nach ihm die Glaubenslehre eingeteilt. Seitdem haben wir den Inhalt der synoptischen Reden Jesu besser verstehen gelernt. Und ich glaube, daß sie meine Anschauung bestätigen. Ich halte es für das bleibende Verdienst Albrecht Ritschls, daß er die religiöse und geschichtliche Auffassung der Person und des Werkes Jesu gefördert und erfolgreich belebt hat. Ich meine aber, daß dieser „christozentrische“ Standpunkt des „theozentrischen“ Unterbaues bedarf. Daß der letztere die Bedeutung Jesu nicht vermindert, sondern fest begründet, das glaube ich dargelegt zu haben. Ich glaube auch gezeigt zu haben, daß nicht bloß in der evangelischen, sondern auch in der katholischen Glaubenslehre die Anfänge der Entwicklung vorhanden sind, die mir notwendig erscheint, und die, wie ich bis jetzt wenigstens glauben muß, allein im Stande ist, den zersetzenden lehrgesetzlichen Kämpfen ein Ende zu machen.

Dresden Sulze

Verschiedenes

Der junge Luther (Luther in Erfurt). Von Adolf Bartels. Leipzig, Avenarius, 1900. 1,50 Mk. — Die fröhliche Wiederkunft. Von demselben. Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger, 1900. 50 Pfge.

Der junge Luther als dramatischer Stoff! Vortrefflich scheint er dazu zu passen. Der junge Student, soeben zum Magister promoviert, im Begriff, Jus zu studieren (das Corpus juris ist schon gekauft), unter den humanistischen Freunden geachtet und geehrt, ein Teilnehmer auch, wenn gleich mit Zurückhaltung, an ihrem Poetentreiben, ein Freund der Musik und des Gesanges, bis ihn plötzlich, Allen unerwartet, die Spannung der eignen Seele ins Kloster treibt — ein Stoff, an Gegensätzen reich, an Rätseln und psychologischen Fragen nicht arm, von der Rücksicht auf die Geschichte nicht zu sehr bedrückt (die Historie hat hier wenig zu sagen), so recht dazu geschaffen, Phantasie und dichterische Gestaltungskraft spielen zu lassen, Situationen zu schaffen, die alle nach einer Zuspitzung streben! Es wird Alles sich drehen müssen um die eine Frage: Was treibt den Studenten ins Kloster? Und doch, so reizvoll der Stoff, so schwierig ist er auch. Wer will sich vermessen, in die Tiefe des hier vorliegenden Seelenkonfliktes hineinzuschauen? Wo liegen die Verbindungslinien zwischen dem Luther, der scheu und niedergedrückt ins Kloster geht, und dem, der in Freudigkeit und heroischem Trotze das Kloster wieder verläßt? Da sein müssen sie, denn aus Nichts wird Nichts, aber wo stecken sie?

Bartels hat die Aufgabe glücklich gelöst. Er läßt Luther irre werden am Leben, bringt ihn unter freier Verwendung der geschichtlichen Fakta in Situationen, die er nicht deuten kann. Vor seinen Augen stirbt ein Wüstling ohne Reue. Die Kirche sagt: er ist ewig verdammt. Sein treuester Freund verführt die liebliche Tochter seines Hauswirts; der wackere Hauswirt wird eingekerkert, weil er das Wohl der Stadt gegenüber dem Ehrgeiz des Bürgermeisters vertritt. All das und noch manches Andere stellt ihm Rätsel, die Lösung verlangen. Das Kloster bietet sich ihm an als die Ruhe von aller Pein des Lebens. Und als nun wie vom Gottesgericht getroffen der Freund vom Blitz erschlagen wird, schließt das Kloster seine Pforten hinter ihm. Das wird durchaus verständlich. Auf der andern Seite die für Natur und Spiel empfängliche Seele, die oft mit elementarer Wucht herausbrechende Menschlichkeit, die mit den Kindlein scherzt, dem alten Mütterlein Liebes sagt, und die doch sich nicht scheut, den Degen zu ziehen, wo es die Ehre verlangt — man ahnt die Kräfte, die in dem jungen Studenten stecken, daß sie, entbunden und in die rechten Wege geleitet, Großes vollbringen könnten. Man ahnt das, auch wenn es Dr. Faust in einer nicht sonderlich glücklichen Szene durch Chiromantik nicht besonders sagte. Auf die volle Lösung des Problems hat Bartels in weiser Selbstbeschränkung verzichtet. „Er (Luther) ist doch wohl ein unberechenbarer Herr“ — die volle Lösung ist in der That unmöglich. Vortrefflich sind (mit obiger Ausnahme) die Nebenfiguren gelungen, voran der Vater Luther mit seinem gesunden, knorrigen Bauernverstande, dann der Meister Trillhase, „der stolze Bürger einer freien Stadt“, und sein lieblich-leichtsinniges Töchterlein u. A. Die packendste Figur aber, fast noch packender als die Luthers, ist die Dirne Regine. Sie ist durch und durch moderne Schöpfung, fast möchte ich glauben, daß die Magda aus Sudermanns „Heimat“ für sie Modell gesessen hat; dann auch wieder hat sie Etwas von dem Dämonischen der Rattenfrau in Ibsens „Klein Eyolf“ an sich. Sie ist modern, ohne den mittelalterlichen Rahmen zu sprengen, weil sie allgemein menschlich bleibt; sie stellt Luthern das Problem: „Auch die Verworfene hat eine Seele.“ Er kann es nicht fassen, es ist eine ihm völlig fremde Welt, ebensowenig wie der alte Oberst in der „Heimat“ die Welt seiner Tochter begreift. Und mit derselben Souveränität, mit der Magda dem Vater das äußerst gewagte Wort entgegenschleudert: „Weißt du denn, ob es der Erste war?“ schleudert Regine in nicht minder gewagter Situation Luthern die Worte entgegen: „Was weißt du denn von Liebe?“ Oder sie wirft ihm, als er im Zorn über des Freundes Treulosigkeit dafür sorgen will, daß er der Verführten die „Ehre wiedergeben“ soll, das kühne Wort entgegen:

Denkt Ihr, es sei die Ehre,
Um deretwillen man ins Wasser geht?
Die Ehre, pah! Doch daß ihr [ihr Männer] falsch sein könnt,
Daß ihr die Liebe heuchelt, daß ihr nur
Besitzen wollt, um uns dann zu verraten,
Daß, was uns Himmel, Hölle, Ewigkeit,
Euch nur das Spiel für eine Stunde ist,
Das treibt uns in den Tod — — —

Jedes Wort ein Keulenschlag gegen den armen, ahnungslosen Studenten und — gegen eine laxe Durchschnittsmoral.

Aber warum läßt Bartels diese packende Figur so bald wieder fallen? Unmittelbar, nachdem jene Worte sie auf den Höhepunkt erhoben haben, verschwindet sie auf Nimmerwiedersehen. Fürchtete der Autor, die Gewalt über sie zu verlieren? An einer andern Stelle ists ähnlich: der Konflikt zwischen Stadt und Bürgermeister wird nicht gelöst, er bricht plötzlich ab. Dieses Fallenlassen der Maschen, gerade wenn sie zum Netze sich verknüpfen wollen, läßt unbefriedigt.

Dem Drama wäre eine Aufführung zu wünschen; es ist reich an Spannungen, bunt belebten Szenen. Ermüden wird es sicherlich nicht. —

Das kleine Festspiel zum vierhundertjährigen Jubiläum der Stadkirche in Weimar ist insbesondere für die sächsischen Lande berechnet; dort wird es die Erinnerung an Johann Friedrich den Großmütigen wachhalten helfen. Es schildert die Rückkehr des Fürsten nach der langen Haft in Kaisers Hand infolge der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg 1547. Der Haß der Weimarer Bürger gegen den „Verräter“ Herzog Moritz, der auf der andern Seite doch wieder als Mann von „ungemeinen, wunderbaren“ Gaben anerkannt werden muß, bringt Spannung in die Handlung. Die Schilderung ist im Allgemeinen streng historisch. Siehe das Vorwort.

Zum Schluß noch ein Monitum des Versmaßes wegen in beiden Werken. Die Sprache ist durchweg edel, warm und frisch, aber im Versmaß holperts mitunter. Solche Kürzungen um des Versmaßes willen wie „Un'vers'täten“ gehen über das Erlaubte hinaus. Ein Glück, daß man sie beim Sprechen nicht so stark merken wird, aber beim Lesen schüttelt man sich. Walther Köhler

1900. Männer-, Jünglings- und Jungfrauenvereinen, Schulen, Pensionaten und kleineren Kreisen soll die Dichtung dienen: 1900. Was die Jahrhunderte erzählen. Eine Dichtung zur Aufführung an der Jahrhundertwende von M. v. Broecker. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Mk. 0,50; von 10 Stück an je 0,40 Mk. Im allgemeinen wird die schöne Dichtung ihren Zweck trefflich erreichen; höchstens bei den Männervereinen könnte man trotz Einführung eines Arbeiters stille Zweifel hegen. Ein kräftiger und froher Geist herrscht durchweg; es fehlt Frömmelei, Süßlichkeit, Byzantinismus und was sonst an innerer Unwahrheit in Jünglings- und ähnlichen Vereinen eindringen möchte. Wie der Titel andeutet, sind die christlichen Jahrhunderte oder besser Geschichtsperioden durch Personen verkörpert und treten nach einander sprechend auf. Gesang oder andere Musik bringt Gliederung und Belebung. Für die weibliche Jugend ist Manches singemäß und sinnreich verändert (daher in besonderer Form zu beziehen)! Die Aufführung durch sie erfordert fünfzehn, die durch die männliche nur zwölf Personen, doch dürften Aenderungen nicht schwer anzubringen sein, wenn die Verhältnisse sie nahelegen. Möchte die Verfasserin die Freude haben, ihr Werkchen weit verbreitet zu sehen!*)

Stephan

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Ernst Zahn. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1898. 382 S. 4, geb. 5 Mk.

Erni Behaim ist der Sohn eines blutarmen, von ihrem in der Sünde verkommenen Gatten verlassenen Weibes. Dem Einfluß des Vaters von klein auf entzogen, artet Erni nach der frommen Mutter, und seine Liebe zu ihr hat ihn bis ins Mannesalter hinein vor groben Verirrungen behütet. Aber sie wird ihm eines Tages auch zur schweren Versuchung und zur Gewissenspein, als er den Wunsch der unheilbar und furchtbar Leidenden, ihr durch einen Gifttrank „Erlösung“ zu verschaffen, nach längerem Sichsträuben dagegen, erfüllt hat. Die Frage: Habe ich die Mutter „erlöst“ oder „getötet“? treibt ihn ins Kloster zu Einsiedeln, wo ihn die Mehrzahl der Mönche schuldig spricht, und von da ins Gewühl der Schlacht, wo er durch einen blutigen Heldentod zu büßen hofft. Beides vergeblich. Erst die Liebe einer rechtschaffenen und frommen Jungfrau, die auch vom „etwa Schuldigen“ nicht lassen will — denn sie hat der Mutter auf dem Totenbett versprochen, für ihren Erni sorgen zu wollen — giebt diesem den Frieden zurück, und

*) Hier sei noch eine Empfehlung angefügt, die uns von andrer Seite zugegangen ist und in der Weihnachtszeit den Weg zum Lichte nicht finden konnte:

Die von der Buchhandlung des Evangelischen Vereinshauses in Dessau herausgegebenen zwei Deklamationen Sanssouci und Kolin und Roßbach von Robert Wendlandt (je 50 Pfge., 10 Stück 4.50 Mk.) werden Jünglingsvereinen u. s. w. willkommen sein. Demselben Zweck würde das Weihnachtsspiel von Armin Stein Stille Nacht, heilige Nacht (50 Pfge.) dienen. Weniger zu empfehlen ist das vierte, in demselben Verlag erschienene Heftchen, Doktor Martinus und Jungfer Käthe. Es berührt nicht angenehm, daß in diesem „kleinen Spiel“ Armin Stein Dr. Luther eigentlich nur als Heiratsvermittler auftreten läßt.

die Dorfgemeinde bestätigt ihr Urteil, „daß er vor Gott, dem höchsten Richter, nicht schuldig sei." Die Erzählung ist bis zum Schluß fesselnd. Daß die schwierige Frage, ob es sittlich zulässig sei, ein qualvolles Leiden auf die angezeigte Weise zu beendigen, nicht theoretisch untersucht und entschieden wird, ist zu loben. Dagegen läßt die Sprache, obschon der Verfasser vortrefflich zu schildern versteht, für den deutschen Leser zu wünschen übrig. So viele Ausdrücke sind nur dem Schweizer verständlich. „Scheubluft, Gräbte, Unband, Wegleuchte, ein leiser Luft (für Luftzug), festen, barschen, schaffig" u. dgl. m. sucht man in jedem Lexikon vergeblich. Der Dichter thäte wohl, diese Worte in einer neuen Auflage durch andere zu ersetzen. Desgleichen mit dem Wörtchen „so", anstatt des Relativpronomens, nicht so verschwenderisch zu verfahren. Dreydorff

Novellen von Lou Andreas-Salomé. Ruth, Erzählung. 2. Aufl. 304 S. 3,50, geb. 4,50 Mk. — Aus fremder Seele, eine Spätherbstgeschichte. 154 S. 2, geb. 3 Mk. — Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen. 2,50, geb. 3,50 Mk. — Menschenkinder. Novellenzyklus. 265 S. 3,50, geb. 4,50 Mk. Sämtlich bei Cotta in Stuttgart.

Von der Verfasserin dieser Bücher war schon einmal die Rede (1899 Nr. 4); dort wurde auch des erstgenannten Buches gedacht. Die drei andern stehen ihm wohl etwas nach, bleiben aber immer noch über dem Durchschnitt. Wenn nur die Verfasserin, die sich in den letzten Monaten gar in die „Gartenlaube" und das „Daheim" verirrt hat, ihre Kraft zusammenhält und sich hütet, noch mehr Wasser in den Wein zu mischen. Die Spätherbstgeschichte geht unsre Leser wohl am meisten an. Sie stellt das Erlebnis eines Sohnes dar, der erfahren hat, daß der Vater, angebetet von der Gemeinde, vergöttert von ihm selbst, den Himmel zu predigen fortfährt, an den er nicht mehr glaubt An der Leidenschaft, mit der das Problem erfaßt ist, fühlt man, daß die Verfasserin viel von dem Ihren hinzuthat. Auch die andern zwei Bücher sind Seelenstudien und haben ihre Bedeutung eben in dieser Eigenschaft; als Kunstwerke nach Farbengebung, Aufbau, Charakteristik und Stil stehen sie nicht hoch. Wer einmal weiß, was er von der Verfasserin zu erwarten hat, fragt auch nicht nach dem Allen, sondern genießt dankbar, was sie giebt. In dem Sammelbande sind wieder ganz vorzügliche Sachen wie „Zurück ans All", „Mädchenreigen", „Das Paradies", neben minder Gelungenem („Unterwegs"!) Eine Sammlung ihrer wissenschaftlichen Aufsätze erwarten Manche schon lange mit Ungeduld. In der Belletristik gehört Lou Andreas-Salomé zu den eigenartigsten Erscheinungen. Ob sie viel gelesen wird, weiß ich nicht, aber sie verdient es. Sie erfrischt nicht, aber man lernt von ihr und das Nachdenken hat noch Keinem geschadet, dem Romanleser am wenigsten. Platzhoff

Zur Musikgeschichte. Die Christliche Welt hat bei ihren Betrachtungen über Kunst und Künstler die Musik meist ziemlich bei Seite gelassen. Das ist ein nicht ihr allein, sondern der Kunstkritik im Allgemeinen eigenes Verfahren. Man hat noch zu sehr das Gefühl von der Eigentümlichkeit der musikalischen Ausdrucksweise, von der Besonderheit der zur Ausübung der Musik, ihrem Genuß, wie ihrer Wertung, erforderlichen Fähigkeiten. Bildende Kunst und Poesie scheinen viel mehr Gemeinsamkeit zu besitzen, und diese vom Maler, jene vom Dichter viel leichter erfaßt werden zu können, als die Musik. Darum gilt es wohl als „ungebildet", über Poesie und Malerei Nichts zu wissen, während ein albernes Urteil über Musik oder das heitere Eingeständnis des Mangels an musikalischem Verständnis Jedem erlaubt scheint und vom lieben Nächsten als völlig korrekt und entschuldbar aufgenommen wird.

Auch hier beginnen die Dinge sich zu ändern. Der „Bildung" (immer mit Anführungszeichen) werden alle Jahre neue Gebiete eröffnet. Einmal ists die Kirchen-, einmal die Religionsgeschichte; gestern wars die Philosophie und heute ists die Entwicklung der Musik. Das liegt zunächst in einer Wandlung des Wesens der Musik selbst, die die gegenseitige Annäherung der Künste, wie sie seit ein paar Jahrzehnten auffällig wahrzunehmen ist, wohl am deutlichsten verkörpert. Von dem Beethoven der neunten Symphonie weg über Berlioz und Liszt zu Wagner geht die „Inhaltsmusik": der Versuch, sei es, das Wort selbst zur Bereicherung der nichtszenischen Musik mitheranzuziehen (die Chorsymphonien von Berlioz, Liszt), sei es, bestimmte poetische Gedanken rein musikalisch auszudrücken (Berlioz, Liszt), sei es endlich, die Charakterisierung des Wortdramas der Musik zu übertragen (Wagner). Geht somit der Musiker aus der Isolierung durch seine Annäherung an den Dichter und Denker heraus, so kann dieser samt seinem Publikum den Musiker bei dem Ausdruck jener Gedanken, ihrer Vertiefung und Umbiegung, nicht ignorieren. Wagner ist zweifellos der Größte im Kreise dieser Dichterkomponisten, zugleich sein hervorragendster Musiker und sein tiefster Denker. Seine „Dichtungen" — das Wort „Operntext" ist wirklich nicht erlaubt — sind zugleich mit seinen zahlreichen theoretischen Schriften in einer in jeder Beziehung vorzüglichen Ausgabe erschienen. (Leipzig, E. W. Fritzsch. 3. Auflage. 10 Bände. 18, gebunden 22 und 25 Mk.) Ueber sein gesamtes Schaffen orientiert Houston Stewart Chamberlains berühmtes Werk. (München, Bruckmann. 24, gebunden 30 Mk.) Den „Dichter und Denker" allein behandelt ruhiger und, wenn man will, fachgemäßer der feinsinnige Vermittler deutscher Kultur in Frankreich Henri Lichtenberger. (Deutsch bei Reißner in Dresden. 544 S. 10 Mk.) Von den zahllosen anderen Schriften über, für und gegen Wagner sei nur noch das Buch des Privatdozenten Rudolf Louis (Die Weltanschauung Richard Wagners. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1898. 3 Mk.) genannt.

Freilich, die kaum begonnene Beschäftigung der musikalisch und philosophisch Interessierten mit dem Leben und der geistigen Leistung des Musikers ist bis jetzt bei Wagner stehen geblieben und hat sich auf seine Vorläufer noch nicht erstreckt. Berlioz kommt wohl noch am ehesten zu Ehren, wie ein Blick auf die Konzertprogramme unserer Großstädte beweisen kann, und seine liebenswürdigen, längst übersetzten Memoiren finden langsam ihre Leser. Nur mit Liszt scheint es sich anders zu verhalten. Auf seinem Schaffen liegt immer noch ein Bann und nach wie vor ist er der Liebling der Virtuosen, während er dem ernsten Publikum fremd bleibt. Ist der Komponist einmal neu entdeckt, dann wird man nach der Weltanschauung und der Persönlichkeit des vielgeschmähten, ehrwürdigen Mannes fragen, man wird auch seiner tiefen Religiosität nicht vergessen. Eine kleine Schar seiner begeisterten Anhänger ist in diesem Sinne seit langem thätig. Außer der kleinen Biographie von Göllerich-Nohl bei Reclam besitzen wir nun eine größere von Eduard Reuß (Dresden, Reißner. 325 S. 3, gebunden 3,60 Mk.), die zwar durchaus nicht „ungemein anziehend", aber doch lesbar geschrieben ist und bei allem Mangel an Uebersicht — es wird auf jede Kapiteleinteilung verzichtet — doch an Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Information das Mögliche leistet, einem künftigen zusammenfassenden Werke den Weg bahnend. So vielseitig und erschöpfend ist dieses Stück vorwagnerischer Zeitgeschichte wohl noch nicht geschildert worden. Auf diesem Wege allein, durch eine liebevolle Schilderung der Persönlichkeiten kann die Musikgeschichte Etwas werden, das den Laien interessiert und fesselt. Die im Verlage der Berliner „Harmonie" erschienenen Musikerbiographien, mit zahlreichen schönen Abbildungen und Notenbeispielen versehen, können das Ihre dazu thun. Eine vollständige, auch ästhetisch genießbare Musikgeschichte giebt es indes noch immer nicht. Die Einen lenken durch zahlreiche Beilagen doch zu sehr von dem wenig sorgfältigen Text ab, die Andern, wie die bei Reclam und in der Sammlung Goeschen erschienenen, dozieren gar zu knapp und trocken. Hoffentlich wird die im „Harmonie"-Verlag nächstes Jahr zu erwartende Musikgeschichte von Dr. Richard Batka die Lücke ausfüllen. Seine kleinen Biographien von Bach und Schumann (Reclam) versprechen das Beste. Mehr noch seine „Musikalischen Streifzüge" (Leipzig, Diederichs. 288 S., schön ausgestattet. 4, gebunden 5 Mk.), über die noch ein Wort gestattet sei. Der Titel besagt, daß es sich um allerlei verschiedene Dinge handelt. Es sind ganz vorzügliche Sachen darunter: zwei schöne Aufsätze über Schumann, fünf über Wagner, andere über Richard Strauß und Humperdinck, am Schlusse einige kleinere ästhetische Arbeiten. Während die meisten Musiker, wenn sie die Feder in die Hand nehmen, wie auf dem Sande zappelnde Fische sich benehmen (man denke nur an Beethovens in seiner Unbeholfenheit doch rührenden Briefstil), ist Batka ein Schriftsteller, ein guter Stilist und ein tüchtiger Gelehrter. Es wird an ihm nicht liegen, wenn die Musikgeschichte nicht wird, was sie heute unbedingt werden sollte: eine Wissenschaft, der der Staat die Anerkennung auf seinen Hochschulen nicht mehr versagt und der der Laie nach besten Kräften mit warmer Teilnahme zu folgen versucht. Platzhoff

Arbeiten und nicht verzweifeln. Frau Beate Bonus-Jeep trägt uns auf, die irrige Ansicht zu widerrufen, daß der von ihr entworfene Wandspruch „Arbeiten und nicht verzweifeln" auch von ihr persönlich zu beziehen sei, wie unser Mitarbeiter in Nr. 52 berichtet hatte. Der Spruch ist vom Verleger Eugen Salzer in Heilbronn direkt oder durch den Buchhandel zu haben. — Berichtigt sei bei dieser Gelegenheit: ebendort muß es in der Uebersetzung der Goethischen Verse heißen reward statt weward. — Wenn wir aber von einem freundlichen Leser darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Wort „Arbeiten und nicht verzweifeln" weder auf Goethe noch auf Carlyle zurückgeführt werden dürfe, sondern daß Augustin der Urheber sei: Ecce labora et noli contristari — so glauben wir vorläufig da noch nicht an Abhängigkeit. Es mag da ein Zusammentreffen der Gedanken und Worte stattfinden, wie zwischen Luther und Epiktet in dem hübschen, Nr 19 d. v. J. mitgeteilten Falle. Doch wüßten wir gern, wo das auch uns nicht ganz unbekannte Augustinwort steht, und ob es genau so lautet. R

Der Weg zum Reichtum. Unter dieser Marke überschwemmt eine Lotterie-Reklame die christlichen Häuser, losgelassen von Oscar Bräuer u. Co. Nachf., Bankgeschäft, Neu-Brandenburg. Beiliegt ein „Bezugsschein auf Ein Zehntel Original-Los der 139. Königl. Sächsischen Landes-Lotterie". Aber die Hauptsendung besteht in einer rührenden Geschichte, die da endet wie folgt:

„Siehst du, Theodor, in den Tagen, wo du so sehr krank warst, kam ein Brief an dich; ich konnte ihn dir nicht geben, denn du warst ja nicht bei Besinnung, und legte ihn in die Bibel. Zuletzt vergaß ich daran. Als nun die Zeit kam, wo es feststand, daß du dein Augenlicht auf immer verlieren würdest, als Alles brach und keine menschliche Hilfe nahen wollte, da suchte ich meine Hilfe bei unserm Herrgott. Und wie ich die Bibel aufschlage, gerade wo geschrieben steht: »Seid stark im Glauben, treu in der Hoffnung, haltet an im Gebet« [Röm. 12, 12. Wo in aller Welt hat der Mann diese Uebersetzung her?], da finde ich den Brief wieder. Er war von dem bekannten Bankhause Oscar Bräuer u. Co. Nachf., und es stand darin, daß Jeder verpflichtet sei, Etwas für sein Glück zu thun. Und da dachte ich, wenn man so freundlich an uns arme Leute denkt (!) und uns die Mittel und die Wege abgiebt (!), unser Glück zu machen, so

wäre es doch sehr undankbar, das nicht zu benutzen, und da du selbst nicht in der Lage warst, Etwas für dich zu thun, so nahm ich von dem Gelde, das ich zu einem Weihnachtsgeschenk für dich zurückgelegt, und bat den Herrn Lehrer (!), das in deinem Namen auf der Post einzuzahlen, weil der das besser versteht. Und siehst du, nun hats der liebe Gott doch noch gewollt, daß uns geholfen werde.

„Weinend hält der glückliche Unglückliche die Mutter umschlungen und auch der Fremde wischte sich ein Paar Thränen aus dem Auge und murmelte: Es ist doch das Schönste auf der Welt, der Bringer einer Glücksbotschaft zu sein.

„Und heute ist Theodor Baumann Ingenieur eines großen Hüttenwerks. Er hat die Operation glücklich überstanden. Das gewonnene Kapital setzte ihn in den Stand, sich der höheren Karriere zu widmen. Außerdem ist er noch glücklicher Gatte und Vater. Natürlich hat er seine geliebte Luise geheiratet, und der eitle Großbauer Paulmüller kennt jetzt keinen größeren Stolz, als von seinem »Herrn« Schwiegersohn zu sprechen und dessen Glück zu preisen. Und wirklich, es giebt wohl keinen glücklicheren Menschen auf der Welt als Theodor Baumann. Fragt man ihn aber, wem er sein Glück verdankt, so sagt er mit freudigem Stolz: Nebst Gott und meiner guten Mutter den Inhabern der Glückskollekte Oscar Bräuer u. Co. Nachf.“ *) —

Es ist wie ein Spott auf jene gewisse „christliche Litteratur“, die mehr schadet als nützt, indem sie ernste Leser vom Christentum abstößt. Aber so haben es Oscar Bräuer und Compagnie Nachfolger nicht gemeint. Und da müssen wir ihnen sagen: was sie geleistet haben, ist einfach Blasphemie!

Auf der Schlußseite heißt es dann:

„Noch nie dagewesene Gewinnchancen
bietet durch die vollständige Umgestaltung die
139. Königlich Sächsische Landes-Lotterie.
Der erste Hauptgewinn beträgt ev.
Eine Million Mark.
Die großen Hauptgewinne sind:
600000, 400000 Mark. 200000, 100000 Mark.
Jedes zweite Loos muß gewinnen!“

Wer kann da noch widerstehen? R

Kleine Mitteilungen. Darf ein Christ Zins nehmen? wird in nächster Nummer fortgesetzt. — Diese Nummer ist in größerer Auflage gedruckt. Man verlange sie oder andre Nummern als Probenummern unentgeltlich vom Verlag.

*) Die Schlußworte in der Vorlage fett gedruckt.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Donnerstag, 17. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig. Wie ist über die Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen zu urteilen? (Guthe).

Lörrach, den 14. Januar 1901, Nachmittags 3 Uhr, Bahnhofrestauration: Harnacks Wesen des Christentums.

Magdeburg. Mittwoch 23. Januar 3 Uhr, im blauen Elefanten, Ecke Kaiser- und Hasselbachstraße, nicht im Stadtmissionshause: Bibelwissenschaft und Religionsunterricht nach dem Vortrag von Kautzsch.

„Halte was du hast“ Zeitschrift für Pastoraltheologie

U. Mitwirk. v. Hofpred. D. F. Braun, Oberkonf.-Rat D. P. Kleinert und Oberkonf.-Rat D. H. A. Köstlin herausgeg. von D. E. Sachsse. XXIV. Jahrgang 1900/1901. (Reuther u. Reichard in Berlin.) Preis halbjährlich Mk. 4.—. Inhalt des 4. Heftes (Dezember):

I. **Abhandlungen.**
Jacoby, Sündenbekenntnis, Buße und Beichte in der Kirche des Altertums und des Mittelalters. I.
Ein Informationskursus über Aufgaben und Arbeit der Inneren Mission für Lehrer des bergischen Landes.
II. **Litteratur.**
Wächtler, Kirchenrechtliche und pfarramtliche Fragen.
III. **Meditationen** und **Predigten über freie Texte** für die **Passionszeit:** Matth. 16, 21—27 — Luk. 18, 21—43 — 1. Petri 2, 81 — Hebr. 4, 15—16 — Matth. 26, 57—73 von Hast — Thomsen — Oßwald — Schütz — Bruns.
IV. **Kasualien.**
V. **Aus dem kirchlichen Leben der Gegenwart** (Verbandstag des deutschen evangelischen Pfarrvereins zu Darmstadt (Eckert).
VI. **Aus der übrigen theologischen Litteratur** (Löhr).

Paula Sachse,
Lic. Wilhelm Schneemelcher
Verlobte
Berlin, Dezember 1900

Als Lehrling

suchen wir für Ostern unter sehr günstigen Bedingungen strebsamen jungen Mann.
Buchhandl. Alfred Lorentz,
Leipzig, Kurprinzstr. 10

Soeben erschienen:

Im Kampf um Gott u. um das eigene Ich

Ernsthafte Plaudereien
von **Karl König**

Inhalt: 1. Gemaltes und wirkliches Leben. — 2. Gott und die Idee der besseren Welt — 3. Das Uebel an sich — das Uebel für mich. — 4. Sünde. — 5. Die Tragik in Gott und ihre Lösung im Menschen. — 6. Der Glaube der Seele an sich selbst. — Masse und Ich.

Preis hübsch gebunden M. 1.50

Durch alle Buchhandlungen oder den Verlag **Paul Waetzel, Freiburg i. B. u. Leipzig**

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.
Vaterländischer Frauen Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an
HARMONIUMS von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco**
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Margarethe Kuske
Ernst Endemann,
Pastor
Schöndorf Braunau

Gottes Güte schenkte uns heute früh 8 Uhr einen prächtigen
Jungen
Harsleben b. Halberstadt, 6. Jan. 1901
Oberpfarrer **Günther Wendt** und Frau **Frida** geb. **Hertel**

Kand. theol. oder phil. gesucht als
Hauslehrer
für Tertianer. 1 Jahr Verpfl. Englisch erwünscht. Offerten mit Zeugn. u. Gehaltsanspr. erbeten.
Kaufmann **C. J. Schmidt,**
Husum in Schleswig

Palmer, Kappus & Cie. in Jerusalem
Generalvertretung:
Adolph Klett, Hirschstr. 30, Stuttgart

Orientreisen

Frühjahrsreisen nach Aegypten, Palästina, Griechenland, Türkei
Nilreisen

Abfahrten der **Gesellschaftsreisen** am 6. und 27. **Februar,** 13., 20. und 27. **März** und 14. **April** 1901.
Reisedauer 19—63 Tage
Preise **M. 690 - 2750,** je nach Umfang der Reise
Für **Einzelreisende** vollständiges System von zusammenstellbaren Rundreisescheinen, auch für den Landaufenthalt, Führer, Besichtigungen etc.
Ausführliche illustrierte Programme kostenfr. durch obige Generalvertretung, ferner durch **J. J. Heselschwerdt** in **Frankfurt a. M.,** Kronprinzenstrasse 30 und **Dr. Benzinger, Berlin - Friedenau,** Beckerstrasse 11

Thee Ronnefeldt
FRANKFURT a. M.
ZEIL 33.
Anerkannt feine Mischungen
FAMILIENTHEE à M. 2.50 & M. 3.50 p. ℔
beliebte Sorten
CONGO M. 3.- &
SOUCHONG M. 4.- p. ℔
Bei 8 ℔ billiger.
Nach Auswärts von M. 10.- ab Franco

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschien:

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der „Zeitschrift für praktische Theologie" Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. **P. Drews**, Professor in Jena — **F. Niebergall**, Pfarrer in Kirn — **K. Teichmann**, Pfarrer in Frankfurt a. M.

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **Baumgarten** in Kiel

Erster Jahrgang. Erstes Heft. Abonnementspreis 50 Pfg. Einzelpreis 75 Pfg.

Ein Jahrgang von 12 Heften im Abonnement M. 6.—.

Inhalt des 1. Heftes: **„Religiöse Volkskunde", eine Aufgabe der praktischen Theologie.** Von Professor D. Drews. **Predigt** gehalten am Silvesterabend 1899 in der Stiftskirche in Tübingen von Professor D. A. Hegler. **Entstehungsgeschichte einer Predigt.** Von Professor D. Baumgarten. **Biblische Geschichte.** Von Lic. H. Vollmer. **Kirchliche Chronik.** Von Professor D. Baumgarten.

Die **„Zeitschrift für praktische Theologie"**, seit 1879 Verlag von **Moritz Diesterweg** in **Frankfurt a. M.**, habe ich auf Wunsch der Redaktion und im Einverständnis mit der genannten Verlagshandlung übernommen. Sie erscheint von jetzt ab als **Monatsschrift.** Redaktion und Mitarbeiter sind auch dem neuen Unternehmen treu geblieben und werden im Verein mit einer Anzahl neugewonnener Mitarbeiter von anerkanntem Rufe bemüht sein, die wissenschaftliche Bedeutung der Zeitschrift nicht nur zu erhalten, sondern noch zu erhöhen.

Das Programm der Zeitschrift: Ueberführung der Resultate und Probleme der neueren historisch-kritischen, religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Theologie in das Gemeindeleben und Ausbau desselben nach den klar erkannten protestantischen Prinzipien von Evangelium und Kirche soll in der „Monatsschrift" noch mehr, direkter als bisher, in die concreten Aufgaben des geistlichen Amtes hineingetragen werden. Die Geistlichen begehren weniger theoretische Erörterungen über die Wissenschaft der praktischen Theologie und historische Untersuchungen über die Vorgeschichte der einzelnen Zweige des kirchlichen Lebens, als **direkte Anregungen und Anleitungen für ihren kirchlichen Dienst, für die Verwendung der modernen Theologie in der Predigt und Katechese, im seelsorgerlichen Gespräch, in der Synodalarbeit, in den kirchlichen Versammlungen u. s. w.** Mit der enormen und erfolgreichen Thätigkeit der akademischen Vertreter der modernen Theologie, dem unaufhaltsamen Vorwärtsdringen der geschichtlichen und psychologischen Erforschung des Christentums hat die Befreiung der kirchlichen Praxis der Predigt, Katechese, Seelsorge und Verfassung von den Fesseln des Traditionalismus keineswegs gleichen Schritt gehalten. Diesem Bedürfnis will die „Monatsschrift" Rechnung tragen und so **gangbare Brücken von der Theorie zur Praxis des Amtes schlagen.**

Die „Monatsschrift" wird bringen: **Praktische Auslegung der Schrift; Meditationen über Entwürfe und Skizzen von Predigten und Katechesen,** namentlich über die Festzeiten; **Erörterungen schwieriger Probleme der Seelsorge; ausgeführte Predigten und Katechesen als charakteristische Zeugnisse moderner Theologie; Religiöse Volkskunde; kritische Beurteilung der neuesten Ereignisse und Erscheinungen des kirchlichen Lebens; Kirchliche Chronik; Recensionen.** Dem **Religionsunterricht in der Schule** nach den Resultaten und Methoden der **modernen** Theologie wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Jede Buchhandlung liefert das erste Heft zur Ansicht

Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. B.

Gertrud Prellwitz

Weltfrömmigkeit und Christentum

—.80 Pfennig

Oedipus

oder

Das Rätsel des Lebens

Tragödie in 5 Akten

elegant broschiert Mk. 3.—, hochfein gebunden Mk. 4.—

Zwischen zwei Welten

Eine Weltanschauung im dramatischen Bilde

elegant broschiert Mk. 3.—, hochfein gebunden Mk. 4.—

Theologie!

Großes antiquarisches Bücherlager

Katalog gratis

v. Zahn & Jaensch, Dresden,

Waisenhausstr. 10

Bitte

Es wird hierdurch gütige **Auskunft** von Kirchgemeindevorständen oder Pfarrämtern über **neue** und **gutbewährte**, etwa auch **elektrische** Vorrichtungen zum **Läuten** der **Kirchglocken** erbeten.

Jena. Der Kirchgemeindevorstand

D. Braasch

Evangelische Kirchenzeitung für Oesterreich.

Herausgeber: D. **Arthur Schmidt**, evang. Pfarrer in Bielitz.

Erscheint am **1.** und **15.** jeden Monats.

Zu beziehen durch die Schriftleitung des Blattes, sowie durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes. Postzeitungsliste 1272.

Kommissionsverlag: Erzherzogliche Hofbuchhandlung **W. Fröhlich** in **Bielitz** und **Leipzig.**

Bezugspreis jährlich 6 K. (6 M.).

Inhalt: Artikel über kirchenpolitische, interkonfessionelle, religionsgeschichtliche, theologische und andere Zeitfragen. — Regelmäßige Berichte über die evangelische Bewegung in Oesterreich. — Bilder aus der Geschichte und dem kirchlichen Leben der evangelischen Gemeinden Oesterreichs. — Nachrichten aus dem Ausland. — Verschiedene Mittheilungen. — Bücherschau 2c.

Probenummern sind kostenlos bei der Verwaltung des Blattes erhältlich.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu ein Prospekt der Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft vom Evangelischen Verlag in Heidelberg